Black.

Leben und Abenteuer eines Schooßkindes.

Von

Alexander Dumas.

Nach dem französischen Manuscripte

von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Dritter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1858.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Wo der Chevalier de la Graverie einen Entschluß faßt.

(Fortsetzung.)

Der Chevalier de la Graverie hatte der Erzählung Theresens mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. Als sie von dem Verluste Blacks sprach, erröthete der Chevalier und er fühlte tiefe Reue, als er bedachte, welche traurige Folgen dieser Verlust für Theresen gehabt hatte. Er küßte ihre Hände und sank vor ihr auf die Knie.

»Therese,« sagte er, »Gott ist gütig. Er legt uns wohl zuweilen Prüfungen auf, aber glaube mir, liebes Kind, seine Barmherzigkeit hat mich nicht ohne Absicht an Dich gewiesen, und von heute an, ich schwöre es Dir, soll dein Glück das Ziel meiner Bestrebungen seyn.«

»Ach, mein Glück!« erwiederte Therese, welche sich diese Gefühlsaufwallung nicht zu erklären wußte. »Sie vergessen, daß es für mich kein Glück mehr gibt. Mein Glück wäre die Vereinigung mit Henri gewesen und ich bin auf immer von ihm getrennt.«

»Es wird sich finden,« sagte der Chevalier in der freudigen Ueberzeugung, daß das Glück, welches ihn die Tochter Mathildens so unerwartet wiederfinden ließ, nicht auf halbem

Wege stehen bleiben könne. »Henri ist ja nicht der Einzige in der Welt, sein Bruder Gratien ist ja auch noch da.«

»Bei ihm würde ich das Glück nicht finden,« sagte Therese, »er könnte nur begangenes Unrecht wieder gut machen.«

»Es wäre aber doch schon etwas,« meinte der Chevalier.

Therese schüttelte den Kopf.

»Wie können Sie glauben,« sagte sie, »daß ein reicher junger Edelmann eine arme Waise heirathen werde? Er hat mich als ein Spielzeug betrachtet. Der Tochter eines Grafen oder Marquis würde er diese Schmach gewiß nicht angethan haben.«

Der Chevalier fühlte einen Stich durch's Herz; seine Augen sprühten Feuer, es war das erste Mal, daß er Rachegedanken hatte. Gegen Pontfarcy war er nie so aufgebracht gewesen wie gegen Gratien. Er erinnerte sich mit einer gewissen Freude, wie gut er auf seiner Reise in Mexico schießen gelernt hatte. Dann machte er unwillkürlich die famöse Finte, die er von dem Capitän Dumesnil gelernt und die der Letztere einem neapolitanischen Fechtmeister abgelauscht hatte.

Warum er an Alles dies dachte? Darüber war er mit sich selbst noch nicht im Klaren; aber er dachte daran.

Therese blieb nachdenkend und traurig; sie sah weder das zornige Gesicht ihres Gönners noch seine Handbewegung, mit der er die Finte ausführte. Das lange Gespräch hatte ihre Kräfte erschöpft und ihre letzten Worte wurden von dem trockenen Husten unterbrochen, der den Chevalier de la Graverie schon so sehr beunruhigt hatte.

Der Chevalier verschob daher die weiteren Fragen auf eine andere Zeit.

Er hatte bemerkt, daß Therese den Familiennamen

Henri's und Gratiens nicht ein einziges Mal ausgesprochen und sie immer nur bei ihren Taufnamen genannt hatte. Aber um Gratien aufzufinden und zur Rede zu stellen, brauchte der Chevalier seinen Familiennamen nicht zu wissen. Er kannte das Regiment, in welchem der junge Officier diente, er konnte im Kriegsministerium leicht erfahren, wo dieses Regiment in Garnison war und das Gesicht Gratiens hatte sich seinem Gedächtniß so tief eingeprägt, daß er ihn gewiß auf den ersten Blick wieder erkennen würde.

Vor Allem aber wollte der Chevalier ermitteln, ob die Hoffnungen, die er auf das Geheimniß der Geburt Theresens gegründet, zu verwirklichen wären. Er fand in der Zuneigung zu der armen Waise so reine Freuden und einen so mächtigen Zauber, daß er die sorgfältigsten Nachforschungen anzustellen beschloß. Er mußte indeß Theresens völlige Wiederherstellung abwarten, um sie ohne Besorgniß fremden Händen anvertrauen zu können.

II.

Wo der Chevalier de la Graverie durch das Aergerniß, welches er in der tugendhaften Stadt Chartres hervorgerufen, beunruhigt wird.

In einer Stadt wie Chartres konnte ein so wichtiges Ereigniß, wie die Aufnahme eines jungen Mädchens in das Haus eines durch Stand und Vermögen angesehenen Hagestolzen, nicht unbemerkt bleiben. Die Bemerkungen jedes Einzelnen gaben diesem Ereigniß bald ganz kolossale Verhältnisse, und nach acht Tagen war dasselbe völlig entstellt.

Der Chevalier de la Graverie, der durch seine Sonderbarkeiten schon längst verdächtig gewesen war, wurde daher im Munde der Gevattern und Klatschschwestern ein abscheulicher Wüstling, der kein Bedenken trug, ein von ihm verführtes Mädchen zum öffentlichen Aergerniß in sein Haus aufzunehmen; kurz, er ward in der öffentlichen Meinung ein Mann, den kein ehrsamer Chartrenser auf der Straße grüßen, geschweige mit ihm umgehen dürfte.

Als Therese auf dem Wege der Genesung war, sann sie mit zärtlicher Sorge auf Alles, was dem Manne, den sie als ihren Wohlthäter betrachtete und wie einen Vater liebte, gefallen konnte. Sie bat ihn dringend, wieder seinen täglichen Spazirgang zu machen, den sie im Interesse seiner Gesundheit für nothwendig hielt. Der Chevalier that Alles was sie wünschte, und wie ein seit sehr langer Zeit zum ersten Male wieder aufgezogenes Uhrwerk setzte er sich in Bewegung, um zwischen Frühstück und Diner zwei Stunden spazieren zu gehen.

Diese Spazirgänge wurden in Gesellschaft Blacks gemacht, der mit seinem Herrn ganz übereinstimmte und der glücklichste Hund von der Welt zu seyn schien.

Der Chevalier war, wie gesagt, vor Allem darauf bedacht, das Geheimniß von Theresens Geburt zu erforschen. Einen Entschluß zu fassen, war keineswegs leicht für einen Mann, der bisher träg und sorglos in den Tag hinein gelebt hatte. Als er den Entschluß wirklich gefaßt hatte, handelte es sich um die Art und Weise ihn in Ausführung zu bringen.

Diese Gedanken beschäftigten ihn auf seinen Spazirgängen. Was hatte er zu thun, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen?

Er war immer so zerstreut, so mit der Ausführung seines Planes beschäftigt, daß er die Liebkosungen und Freudensprünge Blacks kaum beachtete. Eben so wenig bemerkte er anfangs, daß sich seine Bekannten, die oft bei ihm zu Gaste gewesen waren, das Ansehen gaben, als ob sie ihn nicht sähen, um ihn nicht zu grüßen.

Eines Tages jedoch, als er minder zerstreut war als gewöhnlich, bemerkte er zu seinem Befremden, daß eine alte Dame seinen höflichen Gruß nur mit herablassendem Kopfnicken und höhnischem Gesicht erwiederte. Wie alle Menschen, die sich in einem beschränkten Kreise bewegen, war er um das Urtheil der Welt sehr besorgt, und der Gedanke, daß er die öffentliche Achtung verscherzt habe, erfüllte ihn mit Schrecken.

Er hatte nicht genug Kraft und Selbstbeherrschung, um seine Verstimmung zu verbergen und Therese, die ihn geschickt auszufragen wußte, löste bald das Räthsel.

Der Chevalier erzählte ihr ganz einfach und ohne alle Bemerkungen die Unhöflichkeit der alten Dame.

»Sie sehen, lieber Herr Chevalier,« sagte Therese, »mein trauriges Geschick bringt Alle, die sich meiner annehmen, in Verlegenheit, aber ich werde nicht zugeben, daß Sie noch länger ein Opfer Ihrer Güte bleiben.«

»Wie so?« fragte der Chevalier betroffen.

»Ja,« antwortete Therese, »ich bin genesen und kann wieder arbeiten; ich will mich entfernen — Sie werden mir erlauben, Ihnen von Zeit zu Zeit zu danken für Alles was Sie an mir gethan, und Ihnen zu beweisen, daß ich Sie als den Retter meines Lebens stets hochachten und verehren werde.«

Der Chevalier erblaßte.

»Du willst fort, Therese?« sagte er. »Du willst mich allein lassen? Nein, das kannst, das darfst Du nicht! Mein Gott! was soll aus mir werden, wenn ich allein bin?«

»Haben Sie denn nicht allein gelebt ehe Sie mich kennen lernten?« fragte Therese.

»Ja, ehe ich Dich kennen lernte,« erwiederte der Chevalier; »aber jetzt ist mir deine Anwesenheit zur süßen Gewohnheit geworden. — O! ich habe auch geliebt, zuerst deine - «

Er stockte.

Therese sah ihn erstaunt an.

»Sie war ein reizendes Wesen, ich war so glücklich,« fuhr der Chevalier fort; »ich glaubte es nicht zu überleben, als sie —«

»Als sie starb?« fragte Therese.

»Ja,« antwortete der Chevalier, »als sie starb, — denn Treulosigkeit, Verrath, Vergessenheit ist der Tod!«

»O ja, ich weiß es wohl,« sagte Therese, in Thränen ausbrechend.

»Bin ich denn von Sinnen?« sagte der Chevalier, sich an die Stirn schlagend. »Mein Gott! sie weint — das ist die Folge meiner Unachtsamkeit!«

»Nein, nein!« erwiederte Therese, »Sie sind der beste Mann von der Welt; wenn man Ihnen Schmerz gemacht hat, so hat Niemand das Recht, von Leiden verschont zu bleiben.«

»Ja,« sagte der Chevalier mit Wehmuth, »man hat mir viel Schmerz bereitet, liebes Kind, zum Glück hatte ich

einen Freund, der mir sehr theuer war. Ich denke noch immer mit inniger Liebe an ihn — nicht wahr, Black?«

Black, der den Chevalier eben ansah, als ob er geahnt hätte, daß von ihm die Rede seyn werde, kam freundlich näher und schmiegte sich an seinen Herrn.

Therese suchte zu errathen, was Black mit dem eben erwähnten Freunde zu thun habe und wie der Hund zum Zeugen dieser Freundschaft aufgerufen werden könne. Aber das war ein Räthsel, das sie nicht zu lösen vermochte und dessen Erklärung selbst dem Chevalier sehr schwer geworden wäre.

Der Chevalier hielt den Kopf Blacks mit beiden Händen und sah seinen Liebling an.

»Nein, armer Dumesnil,« sagte er, den Hund liebkosend, »sey unbesorgt, ich werde dich nie verlassen, wenn mir auch die ganze Stadt Chartres den Rücken kehrt und alle alten Damen der Welt finstere Gesichter schneiden.«

Therese sah den Chevalier mit einer gewissen Besorgniß an.

Hatte dieser treffliche, herzensgute Mann Anwandlungen von Wahnsinn? Auf jeden Fall mußte es ein stiller, harmloser Wahnsinn seyn, und Therese faßte den Vorsatz, sich nie zu fürchten.

Sie nahm nach einer langen Pause das Wort:

»Es muß aber seyn, Herr Chevalier.«

»Was muß seyn?« fragte er, aus seinen Gedanken erwachend.

»Ich muß gehen.«

»Ja richtig, Du sprachst davon, liebes Kind, und ich antwortete Dir: Therese, glaust Du denn, es sey mir möglich.

fortan in der Einsamkeit zu leben? Bedenke doch, daß ich ganz verlassen seyn würde, wenn Du fort wärest.«

»Das bedenke ich wohl, Herr Chevalier, und in meiner Selbstsucht denke ich zumal, welchen Schmerz mir die Trennung von Ihnen machen würde. Aber diese Trennung ist nothwendig; wenn ich nicht mehr hier bin, so finden Sie die Freunde wieder, die sich jetzt vor Ihnen zurückziehen und Ihnen ausweichen; wenn ich Ihnen keine Unruhe mehr mache, so werden Sie Ihr früheres ruhiges Leben wieder beginnen.«

»Du sprichst von Unruhe, undankbares Kind! Du mußt wissen, daß ich mit Ausnahme der Zeit, wo —« der Chevalier seufzte — »daß ich das Glück erst nach deinem Eintritt in dieses Haus kennen gelernt habe.«

»Ein trauriges Glück,« erwiederte Therese, durch ihre Thränen lächelnd: »Sie haben ja unaufhörlich mit Unruhe und Angst zu kämpfen! Denn mitten in meiner Krankheit, selbst in meinen Fieberphantasien sah ich, wie besorgt Sie um mich waren: Sie widmeten mir so zärtliche Pflege, als ob Sie wirklich mein Vater wären.«

»Dein Vater!« erwiederte der Chevalier; »als ob ich wirklich dein Vater wäre! Wer hat Dir denn gesagt, daß ich es nicht bin?«

»O! ich weiß wohl,« sagte Therese seufzend, »daß nur Ihre Güte Sie zu dieser großmüthigen Unwahrheit treibt. Aber wenn es auch Ihr Ernst wäre, so könnte ich mich doch nicht übereden lassen; wären Sie wirklich mein Vater oder auch nur mein Verwandter, würden Sie mich dann in meiner Kindheit ohne Hilfe, ohne Stütze dem Elende preisgegeben haben? Nein, gewiß nicht! Ich bin für Sie nur eine Fremde,

die Sie aus Mitleid in Ihr Haus aufgenommen haben, die Sie adoptiren wollen. Aber Ihre Tochter bin ich leider nicht!«.

Der Chevalier schlug die Augen nieder: diese letzten Worte Theresens trafen ihn wie ein Vorwurf. Er verwünschte von ganzem Herzen die Sorglosigkeit, mit welcher er seinem Bruder die Sorge für die Zukunft der Frau von La Graverie überlassen hatte; er verachtete seinen Kleinmuth und seine übertriebene Aengstlichkeit, mit der er auf die eigene Selbsterhaltung bedacht war; er konnte nicht begreifen, wie er so viele Jahre leben konnte, ohne sich um Mathilde, die doch seine Frau gewesen war, und um das Kind, das im Grunde doch ein Recht hatte, seinen Namen zu führen, im mindesten zu kümmern.

Diese Unterredung und zumal das darauffolgende Nachdenken hatte seiner trägen Unschlüssigkeit ein Ende gemacht; er fürchtete, Therese werde aus Zartgefühl den Entschluß ausführen, von welchem sie gesprochen, und er betrachtete die Trennung von ihr mit eben so viel Schrecken, wie er an einen nahe bevorstehenden Tod gedacht haben würde. Er entschloß sich daher zu einer Reise nach Paris, um seinen Bruder zu sehen und über das Schicksal Mathildens zu befragen.

Dieser Entschluß kostete freilich große Ueberwindung. Sein Haus, seine süßen Gewohnheiten, seinen damals frischgrünen duftenden Garten zu verlassen, wäre dem Chevalier noch vor einigen Monaten unmöglich gewesen — es mußte seitdem eine große Veränderung in ihm vorgegangen seyn, da er Alles, was seinem Herzen theuer war, zurücklassen sollte und sich dennoch zu der Reise entschloß. Er selbst fand diesen Entschluß sehr heroisch, und nur die Hoffnung, sich ein dauern-

des Glück zu sichern, vermochte ihn zu der Reise zu bewegen.

Der Entschluß war also gefaßt, das Schwierigste war die Ausführung. Der Chevalier verschob die Abreise von einem Tage zum anderr. Er hatte einen ganz neuen Reisekoffer mit Wäsche und Kleidern gepackt, so daß er wieder eine Reise nach Papeite hätte machen können; aber der Koffer blieb in einer Ecke seines Zimmers. Der Chevalier brauchte nur den Deckel zu schließen und den Schlüssel in die Tasche zu stecken, aber der Koffer blieb offen. Kurz, der Chevalier reiste nicht ab, obschon er jeden Abend von Therese und Black Abschied nahm.

III.

Wo der Chevalier de la Graverie nach Paris abreist.

Eines Tages, als Therese mehr leidend gewesen war, als an den vorhergehenden Tagen, und der Chevalier einen guten Vorwand hatte, von seiner Reise kein Wort zu sprechen, begab sich die Kranke gegen sieben Uhr Abends zur Ruhe, indem sie dem Chevalier das Versprechen abnahm den Spazirgang, den er heute nicht im Sonnenschein gemacht hatte, im Mondscheine zu machen.

Er versprach es — Dieser tägliche Spazirgang war wirklich für seine Gesundheit nothwendig, und da das Wetter schön war und Black schon längst wedelnd an der Thür wartete, so nahm der Chevalier Hut, Stock und Handschuhe und ging fort.

Er machte natürlich die Runde um die Stadt, eine andere Promenade gab es für ihn nicht.

Gegen halb zehn Uhr Abends hatte er die Runde gemacht. Auf dem Heimwege bemerkte er den Postwagen, der eben die Pferde wechselte.

»Wenn Therese heute nicht leidender gewesen wäre, als gestern, so würde ich einen Platz nach Paris genommen haben,« sagte er zu sich selbst und ging auf den Postwagen zu.

Warum er dies that? Alle Provinzbewohner sind mehr oder weniger Bummler: der Pferdewechsel vor dem Posthause, ein ankommender Reisewagen hat für sie so großen Reiz, daß die Post selbst und die nahen Kaffeehäuser in vielen Städten die Sammelplätze aller Müßiggänger, der zu musternden unbekannten Gesichter, der Vermuthungen und Klatschereien sind. Das Rasseln der Räder auf dem Straßenpflaster, das Schellengeklingel, das Fluchen der Postillone, das Hundegebell ist eine willkommene Zerstreuung für leere oder vollgepfropfte Köpfe. Die Eintönigkeit einer Provinzstadt wird ja in der Regel nur durch die Ankunft und die Abreise von Fremden unterbrochen, und der Chevalier de la Graverie hatte schon zu lange in Chartres gewohnt, als daß er die sich darbietende Zerstreuung hätte unbenutzt lassen sollen.

Er trat also auf den Postwagen zu, als der Stallknecht eben das letzte Pferd angespannt hatte und der Postillon die Zügel ergriff, um die Pferde für die bald erfolgende Abfahrt bereit zu halten.

Der Conducteur, seinen Briefsack unter dem Arm tragend, ging rasch zwischen dem Chevalier und dem Wagen hindurch, und stieg in sein Cabriolet und gab das Zeichen zur Abfahrt.

Der Postillon hieb auf die Pferde ein, der Wagen setzte sich in Bewegung und durch den Ruck that sich die schlecht verschlossene Wagenthür auf.

Black stand neben dem Postwagen; seine Stellung schien anzudeuten, daß er im Innern des Wagens etwas wittere.

Der Chevalier, der es bemerkte, rief den Hund; aber zu seinem größten Erstaunen sprang Black durch den offenen Schlag in den Wagen und überhäufte einen in einen großen Mantel gehüllten Reisenden mit Liebkosungen.

Das Erstaunen des Chevaliers wurde zur Bestürzung, als eine Hand aus dem Mantel hervorkam und die Wagenthür zuschlug. Dabei sagte eine Stimme:

»Ah! Bist Du es, Black?«

Der Wagen fuhr ab.

Das mit der Abfahrt eines schweren Wagens immer verbundene Getöse weckte den Chevalier aus seiner Erstarrung.

Der Postwagen, der ihm seinen Liebling entführte, war bereits zwanzig Schritte entfernt.

»Conducteur!« rief er nacheilend; »man nimmt mir meinen Hund! Black ist im Wagen — Halt, Conducteur!«

Das Rasseln des schweren Wagens auf dem Steinpflaster war lauter als die Stimme des Chevaliers; der Conducteur hörte nicht.

In Verzweiflung über den Verlust seines Lieblings, der sich einem Fremden mit so großer Vorliebe angeschlossen, und hinter dieser unerwarteten Erkennung ein Geheimniß ahnend, welches vielleicht für Therese von Wichtigkeit war, dachte der Chevalier weder an sein Alter noch an die Anwandlungen von

Podagra, die ihn zuweilen plagten, und lief hinter dem Wagen her.

Aber der Postwagen hatte in dem Personal seiner vier Pferde sechzehn kräftige kerngesunde Füße, der eine Fuß des armen Dieudonné hingegen war nicht ganz capitelfest; er würde die gouvernementale Arche also gewiß nicht eingeholt haben, wenn diese nicht durch einen eben unter dem Thor befindlichen Lastwagen zum Anhalten gezwungen worden wäre.

Der Chevalier de la Graverie benützte das willkommene Hinderniß, sprang auf den Wagentritt und hielt sich mit der einen Hand am Schlage, mit der andern an einem Riemen.

Sprechen konnte er nicht, er war durch den raschen Lauf so außer Athem gekommen, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte.

Sobald er auf dem Wagentritt stand und sich festhielt, war er ruhig: er konnte nun mitfahren, und überdies wußte er, daß unmittelbar außerhalb der Vorstadt ein steiler Berg war, den der Postwagen nur im Schritt erklimmen konnte. Dort konnte er, nachdem er wieder zu Athem gekommen, das Capitel der Reclamationen zur Sprache bringen.

Der Chevalier hatte Alles richtig berechnet: während der Fahrt durch die Vorstadt, wo er auf dem Wagentritt stehen blieb, schöpfte er Athem, und am Fuße des Berges wurde zuerst in kurzem Trabe, dann im Schritte gefahren.

Schon seit einer Weile, während der Chevalier von draußen in den Wagen schaute, hatte Black die Vorderfüße auf die Thür gestellt und schaute mit der Heiterkeit eines Passagiers, der seinen Platz bezahlt hat, in die schöne mondhelle Nacht hinaus.

Der Chevalier de la Graverie, der im Grunde nur seinen Hund und am liebsten ohne Wortwechsel wieder haben wollte, sprang zurück auf die Landstraße und rief Black, in der Erwartung, sein Liebling werde ihm auf dem Fuße folgen.

Black machte wirklich eine Bewegung, um aus dem Wagen zu springen, aber eine kräftige Hand hielt ihn am Halsbande fest und zog ihn in den Wagen zurück.

»Black! rief der Chevalier mit einem Nachdruck, der dem Hunde nur die Wahl zwischen schnellem Gehorsam oder unbedingter Widersetzlichkeit ließ.

»Warum rufen Sie meinen Hund?« sagte eine Stimme im Wagen; »soll er sich etwa auf dem Steinpflaster den Hals brechen?«

»Was! Ihr Hund?« erwiederte der Chevalier bestürzt.

»Ja wohl, mein Hund,« antwortete die Stimme.

»Das ist zu arg!« eiferte der Chevalier. »Sie müssen wissen, daß Black mir gehört.«

»Wenn das ist, so müssen Sie ihn seiner Herrin gestohlen haben.«

»Seiner Herrin!« erwiederte der Chevalier höchst erstaunt und immer neben dem Postwagen hertrabend. »Können Sie mir ihren Namen nennen?«

»Entschließe Dich,« sagte eine andere Stimme: »gib dem alten Narren seinen Hund zurück, oder schicke ihn fort, damit man Ruhe hat; in einer solchen Nacht muß man schlafen, zumal im Postwagen.«

»Ich behalte Black,« sagte die andere Stimme.

Diese doppelte Herausforderung wirkte auf den Chevalier wie ein elektrischer Schlag.

Seine durch den raschen Lauf schon gereizten Nerven wurden krampfhaft aufgeregt, und ohne zu bedenken, daß er sich einer doppelten Gefahr aussetzte, wenn er auf offener Straße Streit anfing und sich an einen Postwagen klammerte, der sich jeden Augenblick wieder in raschen Trab setzen konnte, versuchte er die Wagenthür zu öffnen, und als es ihm nicht gelang, sprang er wieder auf den Tritt und schaute in den Wagen.

»Sie nennen mich einen alten Narren!« sagte er; »Sie wollen Black behalten? das wollen wir doch sehen!«

»O! das werden wir bald sehen!« erwiederte der eine Passagier, der von einer Ausgleichung nichts wissen wollte.

Er faßte den Chevalier beim Kragen und stieß ihn zurück.

Aber der Wunsch, seinen Liebling zu behalten, gab dem Chevalier doppelte Kraft, er hielt sich fest und wich nicht von seinem Platz.

»Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr,« warnte der Chevalier; »unter Edelleuten oder Militärpersonen —«

»Das kommt aufs Gleiche hinaus, unterbrach ihn der Passagier.

»Nicht immer,« erwiederte der Chevalier; »unter Edelleuten und Militärpersonen ist jede Berührung eine Ehrenbeleidigung, die nur —

»Nach Belieben,« sagte der Passagier; »wenn Sie weiter nichts wünschen, so erkenne ich an, daß ich Sie berührt habe.«

Der Chevalier griff in die Tasche, um dem Fremden seine Karte zu reichen, da sagte der andere Passagier, der gern den Vermittler spielen zu wollen schien, ernst verweisend:

»Bouville! bedenke doch, ein alter Mann!«

»Sacrebleu!« war die Antwort. »was liegt mir daran, wer mich aus dem Schlafe weckt! Er ist mein Feind, gleichviel ob er jung oder alt ist.«

»Dieser alte Mann, Herr Offizier,« sagte der Chevalier, »ist ein Offizier wie Sie und überdies Ritter des Ludwigsordens. Hier ist meine Karte.«

Aber der junge Mann mit der begütigenden Stimme nahm die Karte, schob seinen Freund aus einer Ecke in die andere und sagte:

»Nimm meinen Platz ein und überlaß mir den Deinigen.«

Der rauflustige Offizier willigte murrend ein.

»Ich bitte im Namen meines Cameraden um Entschuldigung, mein Herr; er ist sonst ein gebildeter junger Mann; aber um seine Bildung zu zeigen, muß er wach seyn, und zum Unglück schläft er jetzt.«

»Das läßt sich hören,« erwiederte der Chevalier; »aber Sie haben sich erklärt, daß Sie Black behalten wollen.«

»Ja wohl, das habe ich gesagt.«

»Und ich sage Ihnen, geben Sie mir Black zurück; ich will ihn haben, er gehört mir.«

»Black gehört so wenig Ihnen als mir, er ist Theresens Eigenthum.«

»Wie! Theresens Eigenthum?«

Der junge Offizier hatte sich der Wagenthür genähert. Der Chevalier, den der Name Therese schon sehr in Erstaunen gesetzt hatte, erkannte zu seiner Verwunderung den Passagier.

Es war Gratien, der Therese ins Unglück gestürzt hatte.

der andere Offizier war Louville, der ihn zu diesem Verbrechen verleitet hatte.

Der Chevalier war so betroffen, daß er eine Weile kein Wort hervorbringen konnte. In diesem Zusammentreffen war eine Fügung der Vorsehung nicht zu verkennen. Sein erstes Gefühl war Dankbarkeit gegen Black, er faßte liebkosend mit beiden Händen den Kopf des Hundes.

»O! jetzt kann ich nicht mehr zweifeln,« sagte er tief bewegt, »Du bist mein guter Dumesnil! Ja, Du bist es; Du hast mir mein Kind zugeführt, und willst mir jetzt behilflich seyn, ihr die Ehre wiederzugeben, und ihre Zukunft zu sichern.«

»Bei des Teufels Hörnern!« fluchte der andere Offizier, der seinen gewöhnlichen Fluch für ein so ungewohntes Ereigniß nicht genügend fand; »der Mensch ist verrückt, und ich will den Conducteur rufen, um ihn von dem Tritt hinunterzuwerfen. Conducteur! Conducteur!«

»Louville!« wiederholte sein Begleiter, der diese unziemlichen Worte um so mehr bedauerte, da er wußte, daß der Fremde, der ihm seine Karte gegeben hatte, ein Edelmann war.

Aber der Conducteur hatte den Ruf gehört. Er steckte den Kopf zum Cabriolet heraus, sah einen sich an die Wagenthür festklammernden Mann und hielt ihn für einen Räuber, der die Reisenden ausplündern wolle.

Er stieg daher ab, ohne den Wagen anhalten zu lassen, und stieß den Chevalier unsanft zurück.

»Nur nicht so grob, Pinaud,« sagte der Letztere.

Pinaud war einer von den Courieren, welche vormals,

als der Chevalier noch ein Gaumenkünstler war, verschiedene Delicatessen für seine Küche zu liefern pflegten.

Pinaud sah ihn ganz erstaunt an.

»Ei ja,« setzte der Chevalier hinzu, »wir sind alte Bekannte.«

»Sie, Herr Chevalier,« sagte der Conducteur, »so spät auf der Landstraße!«

»Ja wohl, wie Sie sehen.«

»Ich sehe es wohl; aber wer hätte das gedacht! Fürchten Sie denn nicht mehr die feuchte Nachtluft und den Wind?«

»Ich fürchte gar nichts mehr, Pinaud,« sagte der Chevalier, der in seiner Aufregung, wie Don Quixote, mit einer Windmühle Streit angefangen haben würde.

»Aber was haben Sie denn so spät hier auf der Landstraße zu thun?«

»Ich habe mit den Herren zu reden; lassen Sie den Postwagen zehn Minuten halten.«

»Das geht nicht an, Herr Chevalier; ich muß zur bestimmten Zeit auf der nächsten Station eintreffen, und der Wagen hat sich ohnedies schon etwas verspätet. Sie sollten einsteigen. Es sitzen nur zwei Herren im Wagen, folglich sind noch zwei Plätze leer. Sie können ja in Maintenon aussteigen und morgen Früh mit dem von Paris kommenden Postwagen nach Chartres zurückfahren.«

»Ich soll um zwei Uhr in der Nacht aufstehen! Nein, Pinaud, das ist meinen Gewohnheiten zuwider. Aber so ganz übel ist deine Idee nicht, ich muß nach Paris reisen, aber ich habe die Reise von einem Tage zum andern verscho-

ben — jetzt bin ich entschlossen einzusteigen und die ganze Fahrt bis Paris mitzumachen.«

»Sie wollen nach Paris reisen, und haben nicht schon vor acht Tagen auf dem Postamte Ihren Platz bezahlt, um einen Eckplatz zu bekommen und nicht rückwärts fahren zu müssen! Fürwahr, die Leute haben Recht, Herr Chevalier: Sie sind nicht mehr zu erkennen. — Steigen Sie ein,« setzte er hinzu, indem er auf eine Feder drückte und die Wagenthür aufmachte. »Wenn einer von den Herren eine Schöne wäre, wie die, welche Sie in Ihr Haus genommen haben, so würde ich diesen Vorfall ganz begreiflich finden, und ich würde Sie um Lösung dieses Räthsels ersuchen, wenn ich nicht vier Lieues in der Stunde zurücklegen müßte.«

Der Chevalier de la Graverie stieg in den Postwagen und sank erschöpft auf den Vordersitz, während der Hund mit den Vorderfüßen auf seinen Schooß stieg und ihm die Wangen leckte.

IV.

Was sich im Postwagen zutrug und was für ein Gespräch darin geführt wurde.

Die beiden Offiziere hatten den Chevalier de la Graverie ohne Widerrede im Postwagen Platz nehmen lassen. Louville, der sich in seinen Mantel gehüllt und in eine Ecke gedrückt hatte, war sogar eingeschlafen, oder hatte sich wenigstens so gestellt, Gratien hingegen hatte mit Aufmerksamkeit und Unruhe alle Bewegungen des Chevaliers beobachtet. Der junge Offizier schien zu ahnen, daß unter der scheinbar harmlosen Außenseite ein gefährlicher Feind verborgen sey. Er wollte daher ein Gespräch anknüpfen, sobald der Chevalier seinen Platz eingenommen hatte.

Aber der Chevalier streckte die Hand aus und sagte:

»Erlauben Sie mir Athem zu schöpfen und mich zu erholen; denn ich gestehe, daß ich an solche Wettrennen und Gemüthsbewegungen nicht gewöhnt bin. Später können wir plaudern, wie Sie zu wünschen scheinen; aber wir werden vielleicht ernster mit einander reden als Sie erwarten. Fürwahr, Pinaud hat mir einen großen Dienst erwiesen, daß er den Wagen anhalten ließ: meine Kräfte waren erschöpft und ich war schon im Begriff, die Wagenthür loszulassen und auf die Landstraße zu fallen — und dies hätte in meinem Alter bedenkliche Folgen haben können.«



»Es ist wahr,« erwiederte der Offizier, »für solch gymnastische Uebungen sind Sie nicht mehr jung genug.«

»Ich kann meinerseits wohl die Bemerkung machen,« entgegnete der Chevalier, »aber ich werde nicht dulden, daß Sie sich diese Bemerkung erlauben.«

»Beim Himmel,« lachte Gratien, »wenn Sie nicht verrückt sind, so sind Sie wenigstens ein origineller Kauz!«

»Er ist verrückt,« grunzte Louville aus seinem Mantel heraus.

»Mein Herr,« sagte der Chevalier, sich an Louville wendend, »mit Ihnen habe ich nichts zu thun; für jetzt spreche ich nur mit Herrn Gratien.«

»Ei, Sie scheinen mich zu kennen?« sagte Gratien.

»Allerdings, ich kenne Sie seit langer Zeit.«

»Doch nicht von der Schule her?« fragte der junge Offizier lachend.

»Ich wünschte,« erwiederte der Chevalier, »daß Sie in der Schule oder anderswo dieselbe Erziehung erhalten hätten die ich erhalten habe; es würde weder Ihrer Höflichkeit noch Ihren Sitten geschadet haben.«

»Bravo, Chevalier,« lachte Louville, »lesen Sie ihm tüchtig den Text.«

»Mit Vergnügen, mein Herr; denn Ihr Freund hat ungeachtet seiner schlechten Erziehung ein gutes, unverdorbenes Herz und dies macht mir einige Hoffnung, daß ich nicht tauben Ohren predige.«

»Bei mir hingegen —«

»Werde ich so wenig das Herz wie den Wuchs zu bilden suchen, ich würde zu spät kommen, um noch etwas zu bessern.«

»Bravo, Chevalier!« sagte Gratien, seinen Cameraden parodirend; »stecke das ein.«

»Ja, wenn noch Platz in seiner Tasche ist,« setzte der Chevalier hinzu.

»Was,« sagte Louville und steckte eine Hand aus dem Mantel, um sich den Schnurbart zu drehen, »sind Sie etwa in den Postwagen gestiegen, um uns zu foppen?«

»Nein, ich bin eingestiegen, um ein ernstes Wort zu reden. Deshalb werde ich Sie ersuchen, sich jeder Einmischung in das Gespräch gefälligst zu enthalten. Denn ich erkläre Ihnen noch einmal, daß ich nur mit Herrn Gratien und nicht mit Ihnen zu thun habe.«

»Ich werde mich also mit Black unterhalten,« sagte Louville, der gern witzig seyn wollte.

»Sie können mit Black sprechen, wenn's Ihnen beliebt,« erwiederte der Chevalier, »aber ich bezweifle, daß Black Ihnen antworten wird, da er Ihre guten Absichten gegen ihn gewiß nicht vergessen hat.«

»Jetzt soll ich sogar schlechte Absichten gegen Black haben!« sagte Louville; »warum stellen Sie mich nicht lieber gleich vor die Assisen?«

»Weil die Vergiftung eines Hundes von den Assisen leider nicht als ein Verbrechen bestraft wird, obschon manche Hunde nach meiner Meinung mehr zu beklagen seyn würden, als gewisse Menschen.«

»Wahrhaftig, Gratien,« sagte Louville mit erzwungenem Gelächter, »ich kann Dir nicht mehr zürnen, daß Du uns die Ehre der Gesellschaft dieses Herrn verschafft hast; wenn die Reise ein paar Tage dauerte, so würden wir bei der Ankunft gewiß die besten Freunde von der Welt seyn; leider aber sind wir in drei bis vier Stunden am Ziel.«

»Bei mir würde gerade das Gegentheil der Fall seyn,« antwortete der Chevalier in seiner zugleich gutmüthigen und spöttischen Weise, »je länger die Reise dauern würde, desto weniger würde ich Ihnen am Ende zugethan seyn, und ich wünsche mir aufrichtig Glück, daß die unserige nicht von längerer Dauer ist.«

»Mille cigarres!« fluchte der junge Offizier und richtete sich in seiner Ecke auf; »sind Sie mit Ihren Impertinenzen bald zu Ende?«

»Jetzt werden Sie gar böse,« erwiederte der Chevalier, »weil ich ein bischen witziger bin als Sie. Bedenken Sie doch, daß ich doppelt so alt bin wie Sie; in meinem Alter würden Sie wahrscheinlich eben so witzig, vielleicht noch witziger seyn als ich. Haben Sie nur Geduld, junger Herr; warten Sie, es wird schon kommen.«

»Sie scheinen uns darin unterrichten zu wollen, und wir müssen wohl gute Anlagen haben, sonst würden wir Ihnen nicht seit zehn Minuten ruhig zugehört haben.«

»Sie sprachen von einer ernsten Unterredung,« setzte Gratien hinzu; »ich bin bereit, Ihnen zuzuhören — vorausgesetzt, daß Sie sich von Ihrer Anstrengung genug erholt haben. Bis jetzt scheint die Anstrengung nur Ihre Zunge gespitzt zu haben.«

»Sie werden nachsichtig mit einem alten Manne seyn und ihm seine zügellose Sprache verzeihen: die Zunge ist ja in meinem Alter die einzige Waffe, in deren Führung ich Fortschritte gemacht habe, es ist daher natürlich, daß ich einen ausgedehnten Gebrauch davon mache.«

»Gut, erklären Sie sich,« sagte Louville; »die Station ist nicht weit entfernt, und wie interessant auch Ihre Mittheilung

sey, so bin ich doch keineswegs in der Stimmung den süßen Schlaf zu opfern, in den man so sanft eingewiegt wird. Der Postwagen ist die einzige Maschine, die mich an meine Kindheit erinnert: das Rollen der Räder schläfert mich ein, wie ein Wiegenlied. — Lassen Sie hören, was haben Sie uns mitzutheilen?«

»Eine sehr ernste und zugleich geringfügige Angelegenheit — eine jener Angelegenheiten, welche den Herren, die bald hier, bald dort in Garnison liegen, viel Spaß zu machen pflegen, obschon Verzweiflung, Elend oder Selbstmord oft die Folge davon ist. Es handelt sich um eine Verführung, deren sich Herr Gratien schuldig gemacht hat.«

Gratien stutzte; vielleicht würde er geantwortet haben, wenn ihm Louville nicht zuvorgekommen wäre.

»Und Sie nehmen die Schöne von Amtswegen in Schutz?« sagte er; »der Lohn für Ihre Bemühungen wird nicht ausbleiben, denn die Verführte wird gewiß nicht undankbar seyn. Mit Don Quixote war es ziemlich aus der Mode gekommen, den Beschützer der verfolgten Unschuld zu spielen; Sie haben diese Rolle aus der Rumpelkammer hervorgesucht. Bravo!«

»Ich habe Ihnen schon gesagt,« erwiederte der Chevalier, »daß ich mit Ihnen gar nichts zu thun habe. Ich spreche mit Herrn Gratien; wenn er Sie früher nicht als Dolmetscher seiner Gefühle brauchte, so kann er Sie auch jetzt, wo er sein Unrecht wieder gut zu machen hat, füglich entbehren.«

»Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich in dieser Angelegenheit sein Rathgeber nicht gewesen sey?«

»Das würde mich gar nicht wundern; aber ich würde dann Ihren Freund um so mehr beklagen.«

»Warum denn?«

»Weil er das zweite Opfer Ihrer Ruchlosigkeit wäre.«

»Reden Sie,« sagte Gratien; »wer ist das Mädchen, das ich verführt haben soll?«

»Sie haben vorhin den Namen genannt: es ist Therese, die Besitzerin dieses Hundes.«

Gratien blieb einige Augenblicke stumm, dann stammelte er:

»Was verlangen Sie in Theresens Namen von mir?«

»Natürlich, daß Du sie heirathest!« sagte Louville höhnisch; »der Herr Chevalier würde sich sonst wohl nicht bemüht haben. Sprich, Gratien, bist Du bereit, die schöne Therese zum Altar zu führen? Nun, dann schreibe an den Obersten, bitte deinen Papa und den Minister um Erlaubniß und schlafe ein. Wir wissen jetzt, was man von Dir verlangt, und haben nichts Besseres zu thun.«

»Sie sehen wohl,« erwiederte Gratien, dem die Einrede seines Freundes wieder einiges Selbstvertrauen gegeben hatte, »daß alles dies nur Scherz seyn kann. Ich bin allerdings bereit, gegen Therese meine Pflichten als Ehrenmann zu erfüllen aber —«

»Aber Sie haben diese Pflichten bereits verletzt,« sagte der Chevalier.

»Wie so?«

»Allerdings; die erste Pflicht eines Ehrenmannes ist, seinem Kinde einen Namen zu geben.«

»Wie!« unterbrach ihn Gratien, »Therese ist —«

»Es ist leider noch nicht die traurigste Folge Ihrer That,« sagte der Chevalier.

»Und wenn es wäre?« fiel ihm Louville wieder ins

Wort; »was verlangen Sie denn von ihm? Soll etwa jedem Regiment eine Schwadron von Ammen und Wärterinnen beigegeben werden? Wir haben die Garnison gewechselt; es ist fatal für die Schöne; sie mag sich unter den Uhlanen, die uns abgelöst haben, einen Tröster suchen; sie ist so hübsch, daß sie nicht lange zu suchen braucht.«

»Theilen Sie die Ansicht Ihres Freundes?« fragte der Chevalier den Lieutenant Gratien.

»Nicht ganz. Louville geht in seiner Freundschaft für mich viel zu weit. Es ist wahr, ich habe Unrecht gethan, und ich würde viel geben, wenn ich Therese nie gesehen hätte. Ich bin daher bereit, Alles zu thun, was ich kann, um ihre Lage zu erleichtern, und diese Versicherung wird Ihnen genügen. Sie sind ein Mann von Welt und werden einsehen, wie wenig eine solche Verbindung mit meiner socialen Stellung vereinbar seyn würde.«

»Sie irren sich, Herr Gratien; diese Erklärung genügt mir nicht; ich habe noch eine gute Meinung von Ihnen und hoffe, daß meine Bitten nicht fruchtlos bleiben werden.«

»Dann muß ich Ihnen antworten, daß die Erfüllung Ihres Wunsches unmöglich ist.«

»Nichts ist unmöglich,« entgegnete der Chevalier, »wenn eine Pflicht zu erfüllen ist. Ich kann aus eigener Erfahrung sprechen. Noch vor einigen Jahren schauderte ich bei dem Anblick eines bloßen Degens; der Knall eines Gewehrs setzte mich in Schrecken; die mindeste Veränderung meiner Lebensweise machte mich aufgeregt, verstimmt. Jetzt fahre ich, statt in meinem Bett zu schlummern, in einer schlechten Postkutsche — und noch dazu rückwärts, was mir ganz besonders unangenehm ist, und bin bereit noch mehr zu thun. Alles dies thue

ich, weil es mir die Pflicht gebietet. Sie sind noch jung und können noch ganz andere Dinge möglich machen.«

Gratien wollte antworten, aber Louville kam ihm wieder zuvor.

»Sie sind von Sinnen, mein lieber Herr,« sagte er zu dem Chevalier de la Graverie; »Sie müßten denn — doch ich will Ihnen ein Mittel vorschlagen. Da Sie die Verheirathung der schönen Therese für so nothwendig halten, da das Kind nach Ihrer Meinung einen Namen haben muß, so können Sie ja die Mutter heirathen, und das Kind anerkennen.«

»Die ablehnende Antwort des Herrn Gratien würde mich dazu bewegen, wenn nicht Hindernisse, die ich Ihnen verschweigen muß, im Wege ständen.«

»Mille cigarres!« erwiederte Louville, »Sie sind großartig!«

»Entschuldigen Sie,« sagte Gratien, »soeben läugneten Sie die Unmöglichkeit, und jetzt schützen Sie dieselbe vor. Wozu dieses Vorrecht zu Ihren Gunsten?«

»Es lassen sich zwei Fälle denken: ich kann ja verheirathet oder mit Therese zu nahe verwandt seyn, um ihr Gatte zu werden.«

»Das ist wahr.«

»Sie hingegen sind unverheirathet und können auch das Hinderniß der Verwandtschaft nicht vorschützen.«

Gratien schwieg.

»Prüfen Sie ruhig die Verhältnisse,« fuhr der Chevalier fort; »was würde Sie hindern, in Ihren eigenen Augen und in der Meinung Ihrer Freunde ein Ehrenmann zu bleiben? Warum würden Sie sich weigern, einem Mädchen Ihren Na-



men zu geben, daß Sie feurig genug geliebt haben, um eine That zu begehen, die einem Verbrechen sehr ähnlich ist, und so Ihr Kind anzuerkennen? Gegen das Aeußere der Person, die ich als Ihre künftige Gattin betrachte, haben Sie doch gewiß nichts einzuwenden?«

»Das ist wahr,« antwortete Gratien.

»Ein hübsches Lärvchen —« höhnte Louville.

»Und was ihren Charakter betrifft, so ist sie die Sanftmuth selbst, und ich schwöre Ihnen, daß die Dankbarkeit die Liebe ersetzen wird.«

»Aber sie ist eine Grisette —«

»Sie ist allerdings nur eine Arbeiterin, und das ist nicht immer dasselbe. Aber ich kenne viele vornehme Damen, die nicht die angeborne Anmuth und Würde dieses Mädchens besitzen. Therese wird nach kurzem Verkehr mit der eleganten Welt gewiß eine sehr distinguirte Dame werden.«

»Topp! Die Sache ist abgethan,« höhnte Louville; »ihre persönlichen Vorzüge sind zwanzigtausend Livres Renten unter Brüdern werth!«

»Aber meine Familie,« entgegnete Gratien, »meine Familie ist reich und von Adel. Glauben Sie, daß sie zu einer solchen Verbindung ihre Einwilligung geben würde?«

»Wer sagt Ihnen denn, daß Theresens Familie nicht ebenso angesehen sey, wie die Ihrige?«

»Der Spaß ist köstlich,« sagte Louville; »Therese wird uns als Herzogin vorgestellt werden, die zu ihrem Vergnügen Hemden näht!«

»Noch mehr,« setzte der Chevalier hinzu, ohne diese höhnischen Worte zu beachten: »wer sagt Ihnen, daß Therese

nicht einst ein Vermögen zu erwarten hat, welches dem Ihrigen mindestens gleich ist?«

»Wenn das wäre —« sagte Gratien verlegen.

»Bist Du wirklich so leichtgläubig, Gratien?« unterbrach ihn Louville mit Ungestüm. »Du bist von Sinnen! Zum Glück bin ich da, um Dich aus der Klemme zu ziehen. Antworte doch rundweg Nein, damit wir ruhig schlafen können, und schicke den alten Narren mit seiner Infantin und seinem Hunde zum Teufel!«

Dabei gab er Black, dem er nie sehr gewogen gewesen war, einen Fußtritt.

Black fing an zu heulen.

Der Chevalier war über diese Rohheit empört.

»Mein Herr,« sagte er, »bis jetzt haben Sie durch Ihre Reden bewiesen, daß Sie ein Narr sind; jetzt zeigen Sie sich als einen rohen, ungeschliffenen Menschen! Wer den Hund mißhandelt, beleidigt den Herrn.« –

»Ich habe Ihren Hund getreten, weil er mir lästig ist. Ich werde den Conducteur rufen und die Vollziehung der Vorschrift verlangen: Die Passagiere brauchen keine Hunde im Postwagen zu dulden.«

»Dumesnil, das ist mein Hund, ist hier hundertmal mehr an seinem Platz, als Sie. Den Fußtritt, den Sie meinem armen Freunde gegeben, würden Sie theuer bezahlen, wenn ich es nicht ausschließlich mit Ihrem Freunde zu thun hätte und nicht fest entschlossen wäre, mein Ziel im Auge zu behalten. — Erklären Sie sich,« sagte er zu Gratien. »Diese ganze Erörterung ist mir eben so unangenehm wie Ihnen. Wollen Sie dem Mädchen die geraubte Ehre wieder geben oder nicht?«

»Auf die so gestellte Frage kann ich nicht anders als Nein antworten!«

»Sie haben ein armes, schutzloses, allein stehendes Mädchen mit Ihren Anträgen verfolgt; Sie haben eine unwürdige List angewandt, um sie zu verführen — ich habe noch eine zu gute Meinung von Ihnen, um zu glauben, daß es Ihnen wirklich Ernst sey mit diesem Nein, und daß Sie wirklich so niederträchtig seyn könnten, die unglückliche Mutter ihrer Verzweiflung zu überlassen und Ihr Kind dem öffentlichen Mitleid preiszugeben —«

»Herr Chevalier,« erwiederte Gratien, »ich bin ein Edelmann, wie Sie, und in dieser Eigenschaft habe ich mich gewöhnt, das Alter zu ehren; aber diese Ehrfurcht kann nicht so weit gehen, mich beleidigen zu lassen. Sie haben ein Wort zu viel gesagt; ich ersuche dasselbe zurückzunehmen.«

Gratien sprach diese letzten Worte mit der beleidigten Würde eines wahren Edelmannes.

»Ja, ich will Alles zurücknehmen, was Sie wünschen,« sagte der Chevalier, der wohl einsah, daß er zu weit gegangen war; »aber ich beschwöre Sie, willigen Sie in mein Verlangen! Wenn Sie wüßten, wie viel die arme Therese gelitten hat, wenn Sie wüßten, wie wenig sie zum Dulden geschaffen ist! Sie ist so gut, so sanft, so gefühlvoll! Sie würden dann eine gute That gewiß nicht bereuen. Ich werde ihr einen ehrenhaften Namen, den meinigen, als Angebinde geben. Wenn Sie sich Reichthum wünschen, um das Leben zu genießen, so will ich Ihnen mein Vermögen abtreten und mir nur eine kleine Leibrente vorbehalten. Sie selbst mögen diese Rente bestimmen, ich begnüge mich mit dem was Sie mir lassen wollen. Ich werde mich Ihres Glückes freuen;



Sie werden mir erlauben Therese von Zeit zu Zeit zu sehen — das wird uns genügen, nicht wahr, Black? nicht wahr, mein alter Freund? Erfüllen Sie meinen Wunsch, ich beschwöre Sie auf den Knien!«

Der Chevalier machte wirklich eine Bewegung, als ob er ihm zu Füßen fallen wollte; aber Gratien hielt ihn zurück.

»Im Grunde,« sagte Louville, »ist es eine recht hübsche Speculation; ich an deiner Stelle würde die Sache überlegen.«

Der Chevalier fühlte den bittern Hohn, der in diesen Worten lag, und erwiederte:

»Ist es denn nicht genug, daß Sie durch Ihre Einflüsterungen die arme Therese ins Unglück gestürzt haben? Wollen Sie auch noch jede bessere Regung in dem Herzen Ihres Freundes ersticken? Was hat Ihnen denn das unschuldige Mädchen gethan, daß Sie Herrn Gratien zu hindern suchen, ein Vergehen wieder gut zu machen, das Sie eigentlich mehr verschuldet haben als er?«

Unglücklicherweise hatten Louville's Worte ihre Wirkung nicht verfehlt.

»Sie haben vielleicht Recht,« erwiederte Gratien, »ich will Ihnen nicht verhehlen, daß mich Ihre Worte gerührt hatten; aber die Vernunft muß über alle anderen Rücksichten die Oberhand gewinnen; kurz, ich werde Therese nicht heirathen.«

»Ist das Ihr letztes Wort?«

»Ja; ich kann ein armes Mädchen von niederem Stande nicht heirathen und eine Speculation halte ich unter meiner Würde.«

Der Chevalier drückte die Hände auf das Gesicht, er vermochte seinen Schmerz nicht zu verbergen.

»Ihr Schmerz thut mir weh,« setzte Gratien hinzu; »aber mein Entschluß ist unwiederruflich. Ich halte es daher für gut, Ihnen Platz zu machen. Wir sind auf der Station, ich will den Courier ersuchen, mich mitzunehmen.«

Der Postwagen hielt an und der junge Offizier stieg aus, ohne daß ihn der Chevalier durch ein Wort, eine Geberde zurückzuhalten suchte.

»Jetzt,« sagte Louville, »dürfte es Zeit seyn, uns gegenseitig gute Nacht zu wünschen; ich will die Zeit, die Sie mir geraubt, wieder einzubringen suchen.«

»Ich will indeß die Gefälligkeit, von der Sie mir so viele Beweise gegeben, noch einmal mißbrauchen,« erwiederte der Chevalier mit Ironie: »Ich ersuche Sie um die Adresse Ihres Freundes.«

»Warum?« fragte Louville.

»Ich möchte noch einmal versuchen, sein Herz zu rühren.«

»Es wird Ihnen nichts nützen; Sie haben ja gehört, daß sein Entschluß unwiederruflich ist.«

»Ich werde nicht nachlassen; ein Vater wird nie müde, für sein Kind zu bitten — und Therese ist beinahe mein Kind.«

»Ich sage Ihnen ja, es wird Ihnen nichts helfen!«

»Nun, dann bitte ich um Ihre Adresse.«

»Um meine Adresse! Sie wollen mich doch nicht ins Ehejoch bringen?«

»Ich bitte um Ihre Karte!« wiederholte der Chevalier.

»Mille cigarres!« Sie nehmen ja eine fast herausfordernde Miene an! Sie sind doch nicht der selige St. Georges?«

»Nein, ich bin ein friedliebender Mann, der ein Feind

aller Raufereien ist und sich nur höchst ungern entschließt, das Blut eines Mitmenschen zu vergießen.«

»Nun, dann schlafen Sie ruhig, mein lieber Herr, und plagen Sie mich nicht länger um ein Stück Carton, das Ihnen in Ihrer friedlichen Stimmung ganz unnütz seyn würde.«

Louville legte seinen Kopf in die Ecke des Wagens und bald darauf fing er an zu schnarchen.

Der Chevalier La Graverie schlief nicht; er sann den noch übrigen Theil der Nacht darüber nach, was er zu seinem Bruder sagen sollte, und wie er die Spuren von Theresens Geburt auffinden könnte. Er war so sehr in Gedanken vertieft, daß es ihm ungeachtet seines Widerwillens gegen das Rückwärtsfahren gar nicht einfiel, den von Gratien verlassenen Platz einzunehmen.

Am andern Morgen um fünf Uhr hielt der Wagen auf dem Posthofe zu Paris.

Der Chevalier fand sich wieder mit seinen beiden Reisegefährten zusammen. Er hätte gern noch einen Versuch gemacht, das Gespräch wieder auf Therese zu lenken, aber Louville ließ ihm nicht Zeit dazu; er nahm Gratiens Arm, und Beide entfernten sich in Begleitung eines Trägers, der das Gepäck fortschaffte.

Der Chevalier ließ einen Fiaker kommen. Der Commissionär, der einen Reisekoffer zu den Füßen des Chevaliers sah, brachte den Koffer auf den Bock und erhielt von dem in Gedanken vertieften Chevalier einen Frank für seine Bemühung.

Der Chevalier ließ Black zuerst in den Fiaker steigen

und nahm dann schlotternd neben ihm Platz, denn er war ohne Mantel abgereist, und in der Früh war's sehr kühl.

»Wohin fahren Sie?« fragte der Kutscher.

»In die Rue de Varennes, Nr. **,« antwortete der Chevalier.

V.

Wie der Baron de La Graverie die Gebote des Evangeliums auslegte und ausübte.

Obgleich es erst halb sechs Uhr war, so kam es dem Chevalier de la Graverie doch nicht in den Sinn, den seinem Bruder zugedachten Besuch aufzuschieben.

Wie alle Leute, die schwer einen Entschluß fassen, mochte der Chevalier, sobald er sich aus seiner behaglichen Ruhe aufgerüttelt, weder zögern noch warten.

Ueberdies hielt er die Fragen, die er dem Baron vorlegen wollte, für so wichtig, daß er nicht zweifelte, alle Thüren des Hôtels de la Graverie würden sich vor ihm aufthun.

Der Baron hatte eine andere Wohnung bezogen; er bewohnte ein großes Haus in der Straße St. Guillaume, eines jener geräumigen Gebäude, deren weite Räume gemeiniglich auffallend abstechen gegen den kleinlichen Luxus und die sparsame Lebensweise der heutigen Bewohner.

Der Fiaker hielt vor einem großen Hausthor, dessen schweren Klopfer der Kutscher zu wiederholten Malen ertönen ließ.

Es blieb Alles still im Hause.

Der Kutscher pochte noch stärker; endlich ließ sich an einem kleinen Fenster neben dem Hausthore eine belfernde Stimme vernehmen, die aber erst lange parlamentirte, ehe sie sich entschloß, die Schnur zu ziehen.

Der Chevalier stieg aus, bezahlte seinen Kutscher, rief Black, der sogleich zu recognosciren begann, und wandte sich an eine baumwollene Zipfelmütze, denn von dem Kopfe, den dieselbe bedeckte, war hinter einer aus dem Guckfenster gehaltenen Kerze nichts zu sehen.

»Ist der Herr Baron de la Graverie sichtbar?« fragte der Chevalier.

»Was beliebt?« fragte der Pförtner.

Der Chevalier wiederholte seine Frage.

»Sie sind nicht bei Trost, mein lieber Herr,« rief der Haubenkopf aus dem Guckfenster; »sagen Sie mir gefälligst wie viel Uhr es ist.«

Der Chevalier zog seine Uhr hervor und bot seine ganze Sehkraft auf, um in dem Dämmerlichte den Zeiger zu erkennen.

„Sechs Uhr, mein Freund — oder meine liebe Frau,« sagte der Chevalier, »denn die Kerze brennt so trübe, daß ich wahrhaftig nicht weiß, welchem Geschlechte Sie angehören, und ob ich das Vergnügen habe, mit dem Hausmeister oder der Hausmeisterin meines Bruders zu sprechen.«

»Was, Sie sind der Bruder des Herrn Baron?« sagte der Haubenkopf erstaunt, und die Bewegung der Kerze bewies, daß die magere Hand, welche den schmutzigen Leuchter hielt, dieses Erstaunen theilte. »Kommen Sie doch herein, gnädiger Herr; es ist kalt draußen, ich fühle an meiner Nase, daß ich den Schnupfen bekomme.«

»Wäre es nicht einfacher, wenn Sie mich zu meinem Bruder führten?«

»Zu Ihrem Bruder?« erwiederte der Kopf; »das geht nicht, mein lieber gnädiger Herr. Der Kutscher steht erst um sieben Uhr auf; bei dem Kammerdiener wird es erst um acht Uhr Tag, und es wird eilf Uhr, bis der Herr Baron rasirt, frisirt, gepudert und angekleidet ist. Sie müssen sich gedulden. Kommen Sie doch herein!«

Bei diesen Worten zog sich der Kopf zurück und das Guckfenster wurde geschlossen.

Aber gleich darauf that sich die Thür auf und öffnete dem Chevalier das warme qualmende Stübchen.

»Ich habe große Eile,« sagte der Chevalier, der sich nicht entschließen konnte, die Schwelle der Stube zu überschreiten, »ich habe etwas sehr Wichtiges mit meinem Bruder zu reden.«

»Ich würde meinen Platz verlieren, wenn ich Ihren Wunsch erfüllen wollte. O nein, der Herr Baron hält zu sehr auf Etikette, man muß seinen Befehlen pünktlich gehorchen.«

»Ich nehme die Verantwortung auf mich, liebe Frau, denn ich sehe jetzt, daß Sie dem weiblichen Geschlechte angehören. Hier ist ein Louisd'or für Ihre Bemühung.«

Die Hausmeisterin streckte die Hand aus, um das Goldstück in Empfang zu nehmen; aber das Gespräch wurde durch ein lautes Gepolter im Hofe unterbrochen. In dieses Gepolter mischten sich lautes Gebell und Angstgeschrei von aufgescheuchtem Geflügel.

Die Hausmeisterin eilte in den Hof und rief:

»O mein Gott, was ist denn den Cochinchina-Hühnern des Herrn Baron geschehen?«

Der Chevalier, der Black nicht bei sich sah, ahnte sogleich was geschehen war.

Kaum hatte die Hausmeisterin den Hof betreten, so brachte Black seinem Herrn einen gewaltigen großen Hahn, dessen herabhängender, baumelnder Kopf hinlänglich bewies, daß er bereits des Todes verblichen war.

Es war wirklich ein prächtiger Hahn von der damals noch sehr seltenen Cochinchina-Race.

Der Chevalier faßte den Hahn bei den Füßen und bewunderte ihn, während Black sein Opfer schmunzelnd betrachtete und mit seinem eben vollbrachten Meisterstücke ungemein zufrieden zu seyn schien.

Aber die Hausmeisterin schien keineswegs geneigt, die Bewunderung des Herrn und die Befriedigung des Hundes zu theilen, denn sie begann ein klägliches Geschrei.

Alle Fenster im Hofe werden nun hell und an jedem Fenster erscheint ein mit einem Tuch umwundener oder mit einer Nachtmütze bedeckter Kopf.

Es war die Dienerschaft des Baron de la Graverie.

Jeder Kopf ließ eine Stimme von verschiedener Höhe, aber von ziemlich gleicher Stärke hören, und jede Stimme fragte unwillig nach der Ursache des Tumultes, der so viele brave Leute in ihrem Schlummer störe.

Daraus entstand ein wahrer Höllenlärm, welcher bald durch das helle Klingen einer heftig gezogenen Glocke übertönt wurde.

»Der Herr Baron ist erwacht!« riefen alle dienstbaren

Geister einstimmig und mit einer Präcision, als ob diese Worte einstudirt wären.

Der Tumult hörte nun plötzlich auf, und dies gab dem Chevalier einen hohen Begriff von der im Hause seines Bruders herrschenden Ordnung.

»Madame Wilhelm,« sagte der Kammerdiener, indem er seine Zipfelmütze abnahm und seine kahle, blanke Glatze zum Vorschein brachte; »melden Sie dem Herrn Baron, was vorgefallen ist und erklären Sie ihm, wie fremde Leute zu dieser nächtlichen Stunde in das Hôtel kommen.«

»Ich getraue mich nicht,« antwortete die Hausmeisterin.

»Ich will gehen!« sagte der Chevalier.

»Wer sind Sie?« fragte der Kammerdiener,

»Wer ich bin? Ich bin der Chevalier de la Graverie, und will meinen Bruder besuchen.«

»So! der Herr Chevalier!« sagte der Kammerdiener. »Bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich mich im tiefsten Negligé vor Ihnen präsentire. Erlauben Sie, daß ich mich schnell ankleide, ich werde dann die Ehre haben, Sie zu Ihrem Herrn Bruder zu führen.«

Ein paar Minuten nachher erschien der alte Diener an der Thür des Vorsaals und empfing den Chevalier mit vielen und tiefen Bücklingen.

Er führte ihn zuerst eine breite steinerne Treppe mit eisernem Geländer hinauf und durch einige Zimmer, deren Meubles einst vergoldet, später aber aus Sparsamkeit weiß angestrichen worden waren. Dann klopfte er leise an eine Thür, trat ein und meldete mit pomphaftem Tone, als ob er einen fremden Gesandten zu einem Minister führte:

»Der Herr Chevalier de la Graverie!«

Der Baron de la Graverie lag in einem ziemlich armseligen Bett ohne Vorhänge. Wie alle Edelleute, welche die schwere Prüfung der Auswanderung überstanden hatten, war der Baron gewohnt geworden, alle Behaglichkeiten des Lebens zu verschmähen. Außer dem Bett bestand die ganze Einrichtung des Zimmers in einer Commode, einem Schreibtisch von Mahagoniholz, einem Nachttisch und einigen Stühlen.

Auf dem Camin standen zwei übersilberte Leuchter und zwei Porzellanvasen, zu beiden Seiten des Spiegels hingen verschiedene Medaillons, welche Ludwig XVIII., Carl X. und den Dauphin darstellten.

Dies waren alle Verzierungen dieses unwohnlichen Zimmers, welches dem Reichthum des Herrn vom Hause und dem Luxus der ihn umgebenden Dienerschaft keineswegs entsprach.

Als der Kammerdiener den Chevalier meldete, stützte sich der Baron auf den Ellenbogen, schob mit der linken Hand ein bis auf die Augen herabgehendes Schnupftuch und frogte ohne die mindeste freundliche Begrüßung:

»Wo in aller Welt kommen Sie denn her, Chevalier? Jamin, ein Tabouret für meinen Bruder!«

Der arme Chevalier fühlte sich sehr schmerzlich berührt durch diesen kalten Empfang. Es waren wohl fünfzehn Jahre her, daß er seinen ältern Bruder nicht gesehen, und wie auch das Benehmen des Letztern gewesen seyn mochte, so hatte er doch nicht ohne tiefe Rührung an das bevorstehende Wiedersehen gedacht; er war so entrüstet über die Gleichgiltigkeit, mit welcher ihn der Baron de la Graverie empfing, daß er anfangs kein Wort sprach.

Der Baron war um so redseliger.

»Par la sambleu! wie haben Sie sich verändert, armer

Chevalier!« sagte er und musterte seinen Bruder mit frivoler Neugierde.

»Ich mache Ihnen nicht dasselbe Compliment, Baron,« erwiederte der Chevalier; »ich finde zu meinem Vergnügen, daß Sie noch eben so aussehen, wie an dem Tage, als wir uns zum letzten Male sahen.«

Er sagte die Wahrheit: der Baron de la Graverie war früh gealtert; aber seine Runzeln, seine grauen Haare hatten sich nicht vermehrt — vermuthlich eine Folge der Sorglosigkeit, die er mit allen Egoisten gemein hatte.

»Was führt Sie denn zu mir, Chevalier?« setzte der Baron hinzu; »Sie müssen in einer sehr wichtigen Angelegenheit kommen, da Sie zu einer so ungebührlichen Stunde mein Haus erstürmen. Wo kommen Sie her? Mein Notar, bei welchem ich mich zuweilen nach Ihren Vermögensverhältnissen und zugleich nach Ihrem Befinden erkundigte, sagte mir, wenn ich nicht irre, daß Sie in Chartres und in Meaux wohnen, ich weiß es nicht mehr genau — ich glaube in Chartres, nicht wahr?«

»Ja, ich wohne in Chartres.«

»Nun, wie lebt man dort? Sind die Gutgesinnten zahlreich? Hat Philipp von Orleans viele Freunde? In Paris nagt ein unheilbarer Krebsschaden an der Gesellschaft: die »Gazette de France« fängt an zu faseln, Chateaubriand und Fitzjames werden liberal, und viele Leute von Familie gehen zu den Orleanisten über. Kurz, wir leben in einer kläglichen Zeit. Erst gestern nannte die Quotidienne eine Unzahl der vornehmsten Männer, Herzoge und Marquis, deren Großväter in der Kutsche des Königs gesessen und die sich nicht entblöden, mit Eisen und Steinkohlen zu handeln.«

»Wenn es Ihnen gefällig ist, Baron,« erwiederte der Chevalier, »so wollen wir später von den öffentlichen Angelegenheiten reden; für jetzt habe ich von Privatsachen zu sprechen.«

»Gut, gut!« sagte der Baron etwas unwillig, »nach Belieben. Aber was rührt sich denn an Ihrer Seite?«

»Es ist mein Hund; achten Sie nicht weiter darauf.«

»Seit wann, lieber Chevalier, macht man denn mit einer solchen Escorte Besuche bei einem ältern Bruder? Ein Hund gehört in den Hundestall und wenn er von guter Race ist, so läßt man ihn durch den Jägerburschen bringen, wenn man ihn zeigen will. Er wird meinen Teppich beschmutzen!«

Der Teppich des Baron de la Graverie war sehr fadenscheinig und schien bisher gegen Schmutz jeder Art sehr gleichgiltig gewesen zu seyn.

»Fürchten Sie nichts, Baron,« antwortete der Chevalier sehr bescheiden, denn er sah wohl ein, daß er seinen ältern Bruder bei guter Laune erhalten mußte; »Black ist sehr reinlich, und ich habe ihn mitgenommen, weil er mich selten verläßt — er ist mein Freund.«

»Ein seltsamer Geschmack, sich Freunde unter den Hunden zu suchen!«

Der Chevalier hatte große Lust zu antworten, daß aufrichtige Freundschaft unter den Menschen so selten und wahre Zuneigung bei den Thieren viel leichter zu finden sey, aber er widerstand der Versuchung und schwieg.

Unglücklicherweise war der Baron de la Graverie mit Black noch nicht fertig.

»Sehen Sie doch, Chevalier,« sagte er, »was Ihr verwünschter Hund in den Pfoten hält!«

Der Chevalier sah sich so rasch um, daß Black glaubte, sein Herr winke ihn zu sich. Der Hund nahm daher den erwürgten, und in der Verwirrung ganz vergessenen Hahn wieder auf und trat in den Lichtkreis, den die Lampe um das Bett verbreitete.

Es war der Beruf des braven Black, zu erwürgen und zu apportiren, er bildete sich daher nicht wenig auf seine Heldenthat ein und hielt den Hahn hoch empor.

Als der Baron den todten Cochinchina-Hahn erblickte, richtete er sich im Bett auf.

»Diable!« eiferte er, »Ihre dumme Bestie hat ein schönes Meisterwerk vollbracht! Ein Cochinchina-Hahn, den ich von London bezogen und mit zwölf blanken Louisdor bezahlt habe! Sie hätten wahrlich etwas Besseres thun können, Chevalier, als in solcher Begleitung hierher zu kommen! Ich sollte meine Leute rufen und die verwünschte Bestie aufhängen lassen!«

»Black aufhängen lassen!« erwiederte der Chevalier, entrüstet über diese Drohung. »Ich habe Ihnen schon gesagt, Baron, daß dieser Hund mein Freund ist, und ich werde ihn nöthigenfalls mit meinem Leben vertheidigen!«

Der Chevalier war von seinem Tabouret aufgesprungen, ergriff dasselbe und hielt es hoch empor, als ob er sich im Angesicht eines Feindes befunden hätte.

Der Baron war höchst erstaunt über diese drohende Haltung, denn er hatte seinen Bruder immer nur als einen zaghaften, unschlüssigen Menschen gekannt.

»Sind Sie denn von der Tarantel gestochen, Chevalier?« sagte der Baron de la Graverie; »ich habe Sie nie in einer so heroischen Stimmung gesehen. Sie sind ja ein ebenso gefährlicher Gast wie Ihr Hund! — Reden Sie,« setzte er

hinzu und warf einen Blick auf den unglücklichen Hahn, den Black inzwischen auf den Boden gelegt hatte, als ob er seinem Herrn nöthigenfalls beistehen wollte; »sagen Sie geschwind, was Sie zu mir führt.«

Der Chevalier stellte das Tabouret wieder an seinen Platz und gab seinem Hunde einen beruhigenden Wink.

»Ich wünsche etwas über Madame de la Graverie zu erfahren,« sagte er.

Wenn der Blitz in das Schlafzimmer eingeschlagen hätte, so würde sich der Baron nicht mehr gewundert haben, als über diese unerwartete Frage.

»Ueber Madame de la Graverie,« erwiederte er; »mich dünkt, lieber Dieudonné, daß Sie diese Erkundigung ein bischen spät einziehen.«

»Ja, das ist wahr,« antwortete der Chevalier; »ich gestehe, daß es schicklicher von mir gewesen wäre, diese Erkundigungen gleich nach meiner Rückkehr einzuziehen; aber ich habe andere Sorgen —«

»Vermuthlich die Sorge um Ihre eigene werthe Person,« unterbrach ihn der Baron; »denn aus den Nachrichten, die ich über Sie erhalten, und aus Ihrer Beleibtheit läßt sich leicht schließen, daß Sie für Ihren Magen sehr gut gesorgt haben und daß es Ihnen an Zeit fehlte, sich um Ihren Bruder und um Ihre Gemalin zu kümmern.«

»Kurz und gut, Baron, ich wünsche jetzt zu wissen, was nach meiner Abreise aus Mathilde geworden.«

»Mein Gott! was soll ich Ihnen sagen? Ich sah sie nur einmal, als die Angelegenheiten, deren Leitung Sie mir übertragen, zu ordnen waren, und ich muß gestehen, daß ich sie willfähriger fand als ich erwartete: sie war ziemlich vernünf-

tig und begriff die eigenthümliche Lage, in welche sie durch ihren Fehltritt gekommen war; sie fügte sich ziemlich bereitwillig in Alles, was ich in meiner Eigenschaft als Haupt der Familie verlangte.«

»Aber was für Bedingungen glaubten Sie ihr denn stellen zu müssen?« fragte der Chevalier, der mit Vergnügen sah, daß sein Bruder dem Verhör, welches er mit ihm abhalten wollte, entgegenkam.

Zum Unglück war der Baron ein besserer Diplomat als der Chevalier; an der Verlegenheit seines jüngern Bruders bemerkte er, daß er mit seiner Frage eine Nebenabsicht verband, und er beschloß, von den Verhandlungen mit seiner Schwägerin nichts zu sagen.

»Mein Gott!« erwiederte er in dem unbefangensten Tone von der Welt, »ich erinnere mich jetzt nicht mehr daran; so viel ich mich entsinne, war es das Versprechen, Ihren Namen nicht mehr zu führen, und endlich die Zustimmung zu dem Act, durch welchen mir für den Fall, daß Sie kinderlos sterben würden, Ihr Vermögen zufallen sollte.«

»Aber Mathilde war ja in gesegneten Umständen,« entgegnete der Chevalier; »wie konnte sie sich entschließen, diesen Act, der ihr Kind dem Elend preisgab, zu unterzeichnen?«

»Eben die Leichtigkeit, mit der sie ihre Zustimmung gab, würde Ihnen beweisen, daß die gegen sie erhobenen Beschuldigungen gerecht und gegründet waren: sie wagte es ja nicht, das Vermögen, welches sie als das Erbtheil ihres Kindes betrachten mußte, zu vertheidigen.«

»Aber was ist aus dem Kinde geworden?« fragte der Chevalier entschlossen.

»Aus dem Kinde? ich weiß ja nicht einmal, daß sie ein Kind gehabt hat. Glauben Sie denn, ich hätte Zeit gehabt, eine solche Creatur bei ihren Liebesabenteuern zu beobachten? Ich weiß nicht was aus ihr geworden ist; ich habe nur erfahren, daß sie zwei Jahre nach der Geburt ihres Kindes gestorben ist; ich habe den Todtenschein in meinem Schreibtische. Das Kind hat vielleicht gar nicht gelebt, denn sonst würde man mich gewiß ins Mitleid gezogen haben, um dem armen Wurm zu helfen: meine Gutherzigkeit ist ja allgemein bekannt.«

»Sie irren sich, Baron,« erwiederte der Chevalier verletzt durch die Geringschätzung, mit welcher sein Bruder von der einst so innig geliebten Person sprach, »das Kind lebt, es ist ein schönes Mädchen, das Ebenbild seiner Mutter.«

Der Chevalier sah wohl ein, daß er seinem Bruder dadurch einen schmerzlichen Schlag versetzte, und er stellte die noch bezweifelte Sache als gewiß dar.

Ungeachtet seiner Schlauheit und Selbstbeherrschung erblaßte der Baron.

»Vermuthlich eine verschmitzte Dirne« erwiederte er, »die Ihre Leichtgläubigkeit mißbraucht, denn was Sie mir da sagen, ist unmöglich.«

Der Chevalier erzählte nun ausführlich die ganze Gechichte Theresens.

Der Baron ließ ihn ausreden; dann sagte er achselzuckend:

»Ich sehe, Chevalier, daß die Jahre an Ihrem Verstande nichts verändert haben. Sie sind von Sinnen, Mathilde hat kein Kind nachgelassen. Sie können sich darauf verlassen.«

Der Chevalier war seiner Sache selbst noch nicht gewiß, aber er blieb doch bei seiner Behauptung.

»Entschuldigen Sie. Baron,« erwiederte er, »trotz der Ehrerbietung, die ich Ihnen als dem Haupt der Familie schuldig bin, finde ich Ihre Behauptung nicht stichhaltig gegen die — »gegen die Beweise, die ich in Händen habe, wollte er sagen; aber seine Ehrlichkeit sträubte sich gegen diese Unwahrheit und nach kurzem Besinnen sagte er: »gegen meine gegründeten Vermuthungen. Ich glaube im Gegentheil, daß Mathilde ein Kind hinterlassen hat, und ich habe fast die Gewißheit, daß dieses Kind das oben erwähnte Mädchen ist.«

»Sie werden sich doch nicht einfallen lassen, dieses Mädchen in unsere Familie einzuführen?«

»Allerdings,« erwiederte der Chevalier, den die Selbstsucht seines Bruders empörte, »ich habe die Absicht, meiner Tochter meinen Namen zu geben, sobald es mir möglich ist, der Welt zu beweisen, daß Therese meine Tochter ist; für mich selbst ist es schon genügend erwiesen.«

»Ihre Tochter! Sie meinen vermuthlich: die Tochter des Lieutenants Pontfarcy.«

»Meine Tochter oder die Tochter meiner Frau, wie Sie es nehmen wollen, Baron. Ich handle ganz ohne Eigenliebe und menschliche Rücksicht; sie mag mir angehören oder nicht, das gilt mir gleich — nicht wahr, Black? Für die Welt und nach dem Gesetz ist sie meine Tochter. Auch meinem Herzen steht sie nahe: ich habe Mathilde unendlich geliebt, sie hat mich sehr glücklich gemacht, und ich bin entschlossen, ihr lebendes Ebenbild um jeden Preis zu erkaufen. Jetzt erklären Sie sich: wollen Sie mir sagen was Sie darüber wissen, oder nicht?«

»Ich weiß nichts, gar nichts!« antwortete der Baron; »und wenn ich auch etwas wüßte, würde ich nichts sagen; denn mir, als dem Haupt der Familie, liegt es ob, die Ehre des Namens, den ich führe, zu wahren, und diese Ehre soll durch Ihre Thorheiten nicht gefährdet werden.«

»Der Name ist nicht Alles hienieden,« entgegnete der Chevalier: »oft sind die Vorurtheile der Gesellschaft im Widerspruch mit den Geboten des Evangeliums —«

»Sie erwarten also,« unterbrach ihn der Baron, indem er sich wieder im Bett aufrichtete, »Sie erwarten also nur einen Beweis von der Geburt dieses Mädchens, um zu vergessen, daß die Mutter Ihren Namen entehrt, Ihr Leben vergiftet, Sie aus Ihrem Heimatlande vertrieben hat! Ich will Ihnen einen neuen Beweis von der Nichtswürdigkeit dieses Weibes geben: Sie haben bis jetzt geglaubt, Pontfarcy sey ihr einziger Anbeter gewesen, Sie irren sich; rathen Sie, wer der andere war — der Capitän Dumesnil, der Orest, dessen Pylades Sie waren!«

»Ich habe es gewußt,« erwiederte der Chevalier gelassen.

Der Baron erschrak.

»Was!« sagte er, »Sie wußten es?«

Der Chevalier nickte bejahend.

»Finden Sie sich in dem Wirrwarr zurecht,« setzte der Baron hinzu; »vergessen Sie, wenn Sie können; verzeihen Sie, wenn Sie es wagen!«

»Ich verzeihe, weil es mehr als mein Recht — weil es meine Pflicht ist.«

»Und ich sage Ihnen, Chevalier: man muß schonungslos seyn gegen Personen, deren Sünden auf die Gesellschaft

zersetzend wirken und uns in den Abgrund geführt haben, in welchem wir jetzt sitzen.«

»Sie geben sich für einen religiösen Mann aus, Baron, aber Sie vergessen die Worte des Heilands: Wer von Euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie! Von wem war die Rede? von einer Ehebrecherin, von einer jüdischen Mathilde.«

»So! Sie nehmen also die Bibelstellen buchstäblich!« sagte der Baron.

»Um nicht nutzlos und frevelhaft an Bibelstellen zu deuteln,« erwiederte der Chevalier, »wäre es gewiß besser, daß Therese, vorausgesetzt, daß ihre Abkunft nicht genau zu ermitteln, das Fräulein de la Graverie würde, als wenn das Fräulein de la Graverie die namenlose Therese bliebe.«

»Geben Sie sie ins Kloster, Chevalier, da Sie sich einmal für das Mädchen so interessiren; Sie können ja die Einkaufsumme aus Ihren Mitteln bestreiten.«

»Therese muß, um glücklich zu werden, einen Namen haben, und einen Namen suche ich für sie.«

»Mort diable! bedenken Sie doch, Chevalier, daß sie mit Ihrem Namen zugleich Ihr Vermögen erhält!«

»Das weiß ich.«

»Und Sie wollen Ihre Familie betriegen, meine Söhne, Ihre rechtmäßigen Erben berauben, um einem Mädchen, dessen Vater Sie nicht sind und nicht seyn können, Ihr Vermögen zuzuwerfen?«

»Wodurch ist das zu beweisen?«

»Durch den Brief, den ich Ihnen an dem Tage einhändigen wollte, wo ich mich entschloß, Sie von der Treulosigkeit Ihrer Frau in Kenntniß zu setzen — durch den Brief, den Dumesnil trotz meinen Bitten zerriß.

»Sie werden sich erinnern, daß ich den Brief vorgelesen habe.«

»Ja, aber ich habe ihn gelesen, und ich kann versichern, daß Mathilde Herrn von Pontfarcy wegen einer Vaterschaft Glück wünschte, deren Ehre sie ihm ausschließlich zuschrieb.«

»Würden Sie es wirklich mit Ihrem Ehrenwort als Edelmann bekräftigen?« fragte der Chevalier, der seit einer Weile in Gedanken vertieft schien.

»Ja, ich gebe mein Ehrenwort darauf,« sagte der Baron.

»Dann danke ich Ihnen verbindlichst,« sagte der Chevalier tief aufathmend.

»Warum danken Sie mir?«

»Weil Sie mein Gemüth beruhigen; denn da ich die arme Therese unmöglich als meine Tochter anerkennen kann, so will ich mich zu einem Schritt entschließen, an den ich schon gedacht hatte: ich lasse sie mir antrauen. Verlassen Sie sich darauf, Baron; in einigen Monaten wird Ihnen ein bausbackiger Neffe oder eine bildhübsche Nichte beschert werden.

Der Baron fuhr wüthend in seinem Bette empor.

»Gehen Sie, Chevalier!« eiferte er, »gehen Sie auf der Stelle und betreten Sie mein Haus nie wieder! Merken Sie wohl: wenn Sie den unsinnigen Plan in Ausführung bringen, so werde ich meinen ganzen Einfluß geltend machen, Ihnen die Ausübung der bürgerlichen und Familienrechte untersagen zu lassen.«

Der Chevalier, der immer mehr Muth bekam, schenkte

den Drohungen seines Bruders nur geringe Aufmerksamkeit; er nahm seinen Hut und entfernte sich mit Black. Der Baron blieb in unbeschreiblichem Aerger mit seinem Cochinchina-hahn allein.

VI.

Wie die Piraten vom Boulevard des Italiens die Taue kappen und ein in's Schlepptau genommenes Schiff kapern.

Die Idee, welche der Chevalier de la Graverie seinem ältern Bruder mitgetheilt, und dadurch das Nervensystem desselben so stark gereizt hatte, schien unserem Helden vollkommen ausführbar; er ließ sich daher durch die Erfolglosigkeit der in weniger als zwölf Stunden genommenen Maßregeln nicht irre machen, und verließ dem Anschein nach sehr heiter das Hôtel in der Straße St. Guillaume.

»Der Eine,« sagte er, »weigert sich den lieben kleinen Engel zu heirathen; der Andere will mich hindern, ihr den Namen zu geben, der ihr gebührt. Ich werde sie aber Beide schön anführen. Ich war in der That sehr gütig, Chartres zu verlassen, mich in die verwünschte Postkutsche zu setzen — ich habe Gliederschmerzen von der abenteuerlichen Fahrt bekommen, und es wäre vielleicht sehr nothwendig, das Uebel durch Frictionen im Entstehen zu bekämpfen. Was habe ich jetzt von dem Besuch bei dem alten selbstsüchtigen Narren? Ich stehe hier auf der Straße ohne Wäsche, ohne Kleider, ohne Obdach — und es wäre mir doch ein Leichtes gewesen,

der armen Therese eine sorgenfreie Zukunft zu sichern und ihrem Kinde einen Vater zu geben. Ich will es thun, ja bei Gott! ich will es! Und meinem Herrn Bruder, der mich zu beerben gedenkt, werde ich eine Nase drehen. Es versteht sich von selbst, daß ich das arme Kind um der Leute willen zum Altar führe, in der Wirklichkeit aber nur ein Vater für sie seyn werde.«

Der Chevalier wurde in seinem Selbstgespräch unterbrochen; er hörte seinen Namen rufen.

Er sah sich um und bemerkte den Kammerdiener seines Bruders, der mit einem kleinen Reisekoffer auf der Schulter hinter ihm herlief.

»Herr Chevalier! Herr Chevalier!« rief ihm der Kammerdiener nach: »Sie vergessen Ihren Reisekoffer.«

»Meinen Reisekoffer?« erwiederte der Chevalier stillstehend. »Ich habe ja, soviel ich wenigstens weiß, keinen Reisekoffer bei mir.«

»Aber der Kutscher,« keuchte der Kammerdiener, der den Chevalier endlich einholte, »der Kutscher, der Sie gefahren, hat diesen kleinen Koffer unter dem Fenster der Hausmeisterin abgesetzt.«

Der Chevalier nahm dem Kammerdiener den kleinen Koffer aus der Hand und betrachtete ihn von allen Seiten; endlich fand er eine am Deckel befestigte Karte, auf welcher er las:

»Gratien d'Elbène, Cavallerieoffizier, Vorstadt St. Honoré, Hauptstraße Nr. 42.«

»Wahrhaftig,« sagte der Chevalier, »über diesen Irrthum werde ich mich nicht beklagen. Jetzt weiß ich gewiß, daß ich meinen Mann finden werde, wann ich will.«

Dieudonné dankte dem Kammerdiener, drückte ihm einen Napoleond'or in die Hand, winkte einen Eckensteher herbei, lud ihm den Reisekoffer auf die Schulter und ging weiter, um sich nach einem Gasthofe umzusehen, wo er sich von seinen Strapazen erholen könnte.

Diesen Gasthof fand er in der Rivolistraße.

Er nahm ein Zimmer im ersten Stocke, um nicht zu hoch steigen zu müssen, ließ sogleich ein großes Feuer anzünden, nahm von dem mit Sammt überzogenen Sopha ein paar Polster, um für Black ein bequemes Lager zu bereiten, wärmte sich eine Weile am Caminfeuer, und legte sich in's Bett. Aber ungeachtet seiner Ermüdung war es ihm nicht möglich zu schlafen.

Aus seinem aufmerksam belauschten Selbstgespräch, welches er in der ersten Aufregung nach der Unterredung mit seinem Bruder führte, haben wir ersehen, daß er es ganz einfach und natürlich fand, Therese zu heirathen; aber seitdem ihm der Zufall den Namen ihres Verführers vor die Augen gebracht hatte, begann er ruhiger zu überlegen, und er stieß auf Einwürfe, die sein Zartgefühl verletzten.

Der wichtigste unter diesen Einwürfen war folgender: Konnte er als erwiesen betrachten, daß Therese seine Tochter nicht war? Und wenn sie es wäre, mußte ihm dann eine solche Verbindung, trotz aller Zurückhaltung in seinem Benehmen, nicht als höchst anstößig erscheinen?

Und wer bürgte ihm dafür, daß der Baron nicht Beweise von Theresens Geburt in der Hand hatte? Diese bisher geheim gehaltenen Beweise würde der Baron gewiß aus Rache veröffentlichen, und dadurch ein unerhörtes Scandal hervorrufen.

Diese beiden quälenden Gedanken machten den Chevalier wieder unschlüssig und besorgt. Nach langem Besinnen entschloß er sich, seinen Plan wenigstens scheinbar festzuhalten, um ihn wie ein Damoklesschwert über dem Haupte seines älteren Bruders hängen zu lassen; zugleich aber faßte er den Entschluß, Alles aufzubieten, um dem Geschick der armen Therese eine andere Wendung zu geben. Er mußte seine Bequemlichkeitsliebe freilich opfern, aber sein Entschluß stand fest.

Er warf sich lange im Bett hin und her; endlich stand er auf, kleidete sich an, knöpfte seine Weste so hoch wie möglich zu, um sein zerknittertes Hemd zu verbergen, und ging fort. Er hoffte in der freien Luft seine Gedanken besser zu sammeln, als im Gasthofszimmer.

Wir kennen den Chevalier de la Graverie bereits als einen leidenschaftlichen Spazirgänger, und obschon er mit ernsten Gedanken beschäftigt war, so fand er doch in den Straßen von Paris, die er seit siebzehn oder achtzehn Jahren nicht durchwandert hatte, die mannigfaltigste Zerstreuung.

Vor Allem fesselten die ihm ganz neuen Omnibusse seine Aufmerksamkeit. Dann war an den Schaufenstern der Kaufläden so viel Schönes zu sehen. Und die prächtigen Kaffeehäuser! einen solchen Glanz hätte er sich nie träumen lassen.

Black schien mitten in dem Gewühl nicht minder erstaunt als sein Herr; er lief ganz verdutzt hin und her, wurde bald gestoßen bald aufgehalten, verlor alle fünf Minuten seinen Herrn, lief mit hochaufgehobener Nase über die Straße,

suchte in allen offenstehenden Hausthüren, beroch die Vorübergehenden, verschwand, kam wieder zum Vorschein, um von neuem im Gedränge zu verschwinden; kurz, er begann den Chevalier ernstlich besorgt zu machen.

»Sacrebleu!« sagte Dieudonné, »wenn das so fortgeht, so verliere ich meinen Hund. Es ist sonderbar, wie der Mensch nach der Seelenwanderung die Gewohnheiten des Leibes annimmt, in den er gefahren ist! Wer würde den ernsten, gesetzten Grenadiercapitän Dumesnil in meinem Black wiedererkennen, der wie toll umherläuft, statt vernünftig neben mir zu gehen.«

Diese Betrachtungen führten den Chevalier auf den sinnreichen Gedanken, einen Koppelriemen zu kaufen. Er zog den Riemen durch den Halsbandring des Jagdhundes, und schleppte diesen, seine Wanderung fortsetzend, mit sich fort.

Black, der nun jeder Sorge überhoben war, schien über diese neue Art zu spaziren sehr erfreut, und folgte seinem Herrn, ohne sich im mindesten zu sträuben.

Inzwischen begann der Tag sich zu neigen, ohne daß der Chevalier de la Graverie einen Entschluß gefaßt hatte. Endlich fühlte er die Nothwendigkeit, die Bedürfnisse seines Magens zu befriedigen.

Anfangs dachte er an Véry, an den Rocher de Cancale und an die Frères Provençaux, welche gar angenehme gastronomische Erinnerungen in ihm weckten; aber er sah eine Magenbefriedigungsanstalt, die so prächtig mit Gold und Schnitzwerk verziert war, daß er dachte, die Küche der Anstalt müsse mit der äußern Eleganz des Hauses im Einklange seyn. Er trat also ein, und bestellte für sich und Black eine

Mahlzeit, die er abscheulich fand, die sich aber Black sehr wohl schmecken ließ.

Er bezahlte und ging fort.

Der Chevalier machte ein etwas saures Gesicht, als er für ein Diner, welches nach seinem gastromischen Gutachten keinen Thaler werth war, beinahe vierzig Francs bezahlen mußte. Er hatte freilich bei Tische beständig gemurrt, daß der Kellner die Thür seines Cabinets so stark zuschlug; er hatte über jedes Gericht seine Bemerkungen gemacht, er hatte den Kellner beauftragt, dem Koch zu erklären, daß ein Fricandeau oben und unten braun gebraten seyn, daß man die Krebse mit Bordeaux sieden, und heiß in der Sauce, nicht kalt auf Petersilie serviren müsse; und während er diese gastronomischen Theorien zum Nutz und Frommen künftiger Gäste entwickelte, hatte er eine Flasche Chambertin und eine halbe Flasche Château-Lafitte ausgestochen.

Er war daher bedeutend erhitzt, als er, seinen Hund am Riemen führend, seinen Spazirgang über den Boulevard fortsetzte.

Der Chevalier war sehr schlecht bei Laune; er hatte die schlaflose Nacht und das schlechte Bett mit ziemlicher Geduld ertragen, aber die schlechte Mahlzeit, die er gehalten, hatte ihn empört, und er dachte, es wäre vielleicht am besten, so schnell als möglich nach Chartres zurückzureisen, wo er doch wenigstens ein leidliches Diner und die seinem Herzen so wohlthuende Gesellschaft Theresens hatte. Der Baron und Gratien wollten ja durchaus nicht thun, was er von ihnen verlangte, warum sollte er also noch länger in Paris bleiben?

Der Chevalier drängte sich, gesticulirend und mit sich

selbst redend, durch die Menge, die zwischen sieben und acht Uhr Abends über den Boulevard des Italiens wogt; er wurde mehr als einmal geschimpft von Leuten, die er im Vorbeigehen stieß, aber der würdige Chevalier nahm sich nicht einmal die Mühe darauf zu antworten.

Endlich, als das Gedränge immer größer wurde, gerieth der Chevalier de la Graverie in Zorn, wie die meisten Fremden aus der Provinz, wenn sie sich gegen die dichtgedrängten Schaaren der Pariser Bummler zu wehren haben. Er kehrte dem Gewühl den Rücken und faßte den Entschluß nach Chartres zurückzureisen, vorher aber in seinen Gasthof zu gehen, der ihm eine nicht zu vermeidende Etape seiner Reise schien.

»Ja,« sagte er mit Ingrimm, »ich verlasse Dich auf immer, verwünschte, verruchte Stadt; ich will mich einschließen in meinem Hause, bei meiner armen Therese, die meine Adoptivtochter werden soll, da ich sie weder zu meiner Frau, noch zu meiner wirklichen Tochter machen kann. Und ich schwöre, daß ich ihr eine sorgenfreie Zukunft sichern will und sollte ich die Hälfte meines Vermögens in einem Rechtsstreit gegen meinen Bruder verlieren! — Sey nur ruhig, Dumesnil!«

Bis daher hatte der Chevalier mit der linken Hand gesticulirt, die rechte, mit der er den Riemen hielt, hatte er in die Beinkleidertasche gesteckt; aber dieses Mal streckte er, durch seine Gefühle fortgerissen, die rechte Hand hoch empor, als ob er den Himmel als Zeugen dieses sich selbst und seinem Freunde gegebenen Versprechens anrufen wollte.

Zu seinem größten Erstaunen bemerkte er, daß am

Ende der um seine Hand gewickelten ledernen Schnur nichts mehr war.

Der Chevalier sah sich um. Black war weder an seiner Seite noch hinter ihm.

Er trat an ein Gaslicht und betrachtete die Schnur: sie war mit einem scharfen Instrument durchschnitten.

Man hatte ihm seinen Hund gestohlen.

Der Chevalier wollte fortlaufen und Black rufen. Aber was konnte es ihm nützen? Wohin sollte er laufen? Nach welcher Seite rufen? Und wie konnte er das dröhnende Wagengerassel und das betäubende Getöse der Menschenmenge überschreien?

Er redete die Vorübergehenden an. Einige beantworteten seine hastigen Fragen mit Achselzucken, Andere erklärten, keinen schwarzen Jagdhund gesehen zu haben; ein Mann in einer Blouse versicherte, einen Unbekannten gesehen zu haben, der einen sich sträubenden Hund am Schnupftuch geführt und in der Richtung der Rue Vivienne fortgeschleppt habe.

Der Hund war übrigens der Beschreibung, welche der Chevalier von seinem Herzensfreunde gab, ganz ähnlich.

»Geschwind in die Rue Vivienne!« sagte der Chevalier, in der angegebenen Richtung forteilend.

»O! er hat einen großen Vorsprung,« sagte der Mann in der Blouse, »und ich bezweifle, daß Sie ihn einholen werden, mein lieber Herr; ich vermuthe, daß Ihr Hund in die Hände eines Diebes gefallen ist, der ihn wieder verkaufen will und bereits in Sicherheit gebracht hat.«

»Aber wo soll ich ihn wiederfinden?«

»Sie müssen vor Allem die Anzeige beim Polizeicommissär machen.«

»Und dann?«

»Und dann durch einen Anschlagzettel eine Belohnung versprechen.«

»Ich will zahlen, was man verlangt, wenn ich nur meinen Hund wiederfinde.«

»Sie müssen nicht gleich verzagen,« erwiederte der Mann theilnehmend. »Sie werden Ihren Hund schon wiederfinden — und wenn's dieser nicht ist, so ist's ein anderer. Versprechen Sie eine angemessene Belohnung, so können Sie versichert seyn, daß morgen Früh um neun Uhr mindestens zwei ähnliche Hunde vor Ihrer Thür warten.«

»Aber ich will meinen Hund und keinen andern!« sagte der Chevalier. »Sie wissen nicht wie lieb mir mein Hund ist. Ach! wenn ich meinen armen Dumesnil noch einmal verlieren müßte, ich glaube, daß ich es nicht überleben würde!«

»So! Ihr Hund heißt Dumesnil? Ein komischer Hundename! Ich kenne Leute, die so heißen. — Beruhigen Sie sich, lieber Herr. Paris ist groß, aber ich kenne alle Schliche. Haben Sie Vertrauen zu mir?«

»O ja, lieber Freund,« erwiederte der Chevalier.

»Gut, Sie sollen Ihren Hund wiederbekommen. Es ist heute Freitag; ich verspreche Ihnen, daß Sie am Sonntagmorgen Ihren Monsieur Dumesnil wieder am Riemen führen sollen. Aber wenn Sie wieder mit ihm in Paris spaziren gehen, so führen Sie ihn an einer Kette, das ist sicherer, wenn auch ein bischen schwerer zu tragen.«

»Wenn Sie das thun, wenn Sie mir meinen Black wiederbringen —«

»Black! Wer ist das?«

»So heißt ja mein Hund.«

»Wie soll ich das verstehen?« erwiederte der Blousenmann; »wie heißt Ihr Hund? Black oder Dumesnil?«

»Black, lieber Freund, Black heißt er; nur für mich, für mich allein ist er bald Dumesnil, bald Black.«

»Ich verstehe, er hat einen Familiennamen und einen Vornamen.«

»Kurz und gut, mein Freund,« sagte der Chevalier, »wenn Sie ihn wiederfinden, so gebe ich Ihnen, was Sie verlangen. Sind fünfhundert Francs genug?«

»Ich bin kein Flibustier, wie die Leute, die Ihren Hund gestohlen haben, mein lieber Herr. Sie mögen mir Zeit und Mühe bezahlen; denn während ich Ihrem Hunde nachlaufe und mit den Füßen arbeite, können meine Hände nichts verdienen. Mehr verlange ich nicht, ich thue Anderen gern einen Gefallen. Es thut mir leid, daß Sie sich um Ihren Hund so grämen. Es ist ein Beweis von Ihrem guten Herzen und ein gutes Herz findet bei mir immer Theilnahme. Jetzt reden Sie nicht mehr von Belohnung; wir rechnen, wenn der Hund wiedergefunden ist.«

»Aber Sie müssen einen Wagen nehmen, mein Freund,« entgegnete der Chevalier; »Sie müssen Druck und Papier für die Anschlagzettel bezahlen. Warten Sie, ich will Ihnen wenigstens einen Vorschuß geben.«

»Anschlagzettel sind nicht nöthig; ich gab Ihnen wohl den Rath, weil wir uns noch nicht kannten. Lassen Sie nur Pierre Marteau machen, lieber Herr; wir müssen keinem

Menschen ein Sterbenswörtchen sagen, und verlassen Sie sich darauf, daß Sie spätestens Sonntag Früh Ihren Jagdhund wiederbekommen werden.«

»Ach, mein Gott!« seufzte Dieudonné, »das ist noch lange hin; wenn man ihn nur bis Sonntag gehörig füttert.«

»Nun, ich will nicht sagen, daß er so gut speisen wird wie in Ihrem Gasthofe, aber es ist im Grunde doch nur ein Hund, und es gibt viele Leute, die nicht so gut leben.«

»Wann werden wir uns wiedersehen?« fragte der Chevalier.

»Morgen; denn diesen Abend werde ich in alle Schenken gehen, wo die Piraten vom Boulevard zusammenzukommen pflegen; vielleicht werde ich schon vor Sonntag Früh etwas über Ihren Hund erfahren. Sie scheinen müde zu seyn, lieber Herr; gehen Sie zu Bett und verhalten Sie sich recht ruhig. Wo wohnen Sie?«

»Im Hôtel de Londres, Rivolistraße.«

»In der Rivolistraße? Mir wohl bekannt, obschon ich eben nicht oft des Weges komme. Soll ich Sie begleiten? Denn Sie scheinen Ihren Weg zu suchen, wie eine Schnepfe im Nebel. Kommen Sie hierher.«

Der Chevalier ging folgsam wie ein Kind mit Pierre Marteau. Unterwegs wiederholte er wohl zehnmal seine dringende Bitte, Alles aufzubieten, um Black wiederzufinden.

Vor dem Gasthofe nöthigte er ihm ein Zwanzigfrancsstück auf, um die Nachforschungen zu erleichtern, und nachdem er ihn auf den folgenden Tag bestellt hatte, begab er sich ganz betrübt in sein Zimmer.

Er setzte sich auf die Polster, auf denen Black in der vorigen Nacht geschlafen hatte, und obschon kein Feuer im Camin war, saß er doch länger als eine Stunde in tiefen Gedanken.

Die Stimmung Dieudonné's wurde immer düsterer, je länger er nachsann. Es fiel ihm ein, daß ihm jede Freundschaft, jede Annäherung an einen Gegenstand immer nur Kummer, Verdruß und Enttäuschungen gebracht hatte; er mochte gar nicht zurückdenken an alle Sorgen und Plagen, die ihm Black schon verursacht hatte, und wenn er noch dazu an die junge Eigenthümerin des armen Hundes dachte, so machten alle seine Schmerzen zusammengenommen eine noch größere Gesammtsumme aus. Und gleichwohl war ihm dieser Schmerz süß, er fühlte sich unwiderstehlich hingezogen zu diesen beiden Wesen, die ihm theuer waren, und obschon er die quälenden Gedanken verwünschte, so fiel es ihm doch nicht ein, jene Zeit zurückzuwünschen, wo er sich, frei von Sorgen und Kummer, ganz dem großen Verdauungswerk und dem Studium der Gastronomie gewidmet hatte.

Endlich ging er zu Bett; noch lange sah er sich seufzend im Zimmer um, das ihm zehnmal trauriger und öder schien als Tags zuvor, und als er völlig eingeschlafen war, glaubte er, wie gestern, die schwarzen Umrisse seines Lieblings vor der Kohlenglut des Camins zu erblicken. Es war leider nur ein Traum, Black war ja nicht mehr da und es brannte kein Feuer im Camin.

Er war körperlich und geistig so erschöpft, daß er ungewöhnlich lange schlief. Es mochte zehn Uhr seyn, als er durch plumpe dröhnende Fußtritte geweckt wurde.

Er schlug die Augen auf und erblickte vor seinem Bette den Mann, der ihm gestern Abends versprochen hatte, Black wiederzufinden.

Leider brachte ihm Pierre Marteau nur erst Hoffnungen und zwar sehr hohle Hoffnungen. Er hatte vergebens die ganze Vorstadt St. Marceau durchsucht, wo sich die Hundefänger und Hundehändler aufzuhalten pflegen; er hatte nichts entdeckt.

Er war indeß weit entfernt, sich durch diese Erfolglosigkeit des ersten Versuches abschrecken zu lassen, und ohne sich erklären zu wollen, versprach er dem Chevalier wiederholt, er werde ihn am andern Morgen wieder in den Besitz seines Jagdhundes setzen.

Der Chevalier entließ ihn.

Dann fragte er sich mit einem Seufzer, wie er den Tag verleben sollte.

Nach Chartres konnte er unmöglich zurückkehren, ehe er seinen Hund wiedergefunden hatte.

Er schrieb an Therese, die sehr besorgt um ihn seyn mußte, und bat sie, morgen im Postwagen nach Paris zu fahren und ihn im Hôtel de Londres in der Rivolistraße aufzusuchen.

In einem Schreiben an seinen Notar verlangte er eine schleunige Geldsendung.

Endlich kleidete er sich an, denn er konnte vernünftigerweise nicht den ganzen Tag im Zimmer bleiben, und beschloß zum Zeitvertreib einen Spazirgang zu machen.

Als er seinen Hut nahm, bemerkte er in einem Winkel den kleinen Reisekoffer, den er aus Versehen vom Posthofe mitgenommen hatte.

»Siehe da!« sagte er zu sich, »jetzt weiß ich wie ich meine Zeit verwenden kann: ich will diesen Koffer seinem Eigenthümer zurückgeben und wer weiß — sein Freund Louville ist nicht mehr bei ihm und vielleicht gelingt es mir, ihm das Unwürdige seines Benehmens begreiflich zu machen.«

Der Chevalier de la Graverie ließ einen Fiaker kommen, stieg mit dem Reisekoffer ein und sagte zu dem Kutscher:

»Vorstadt Saint-Honoré, Hauptstraße Nr. 42.«

VII.

Der Unterschied zwischen einem backenbärtigen und einem schnurbärtigen Gesicht.

Das Hôtel d'Elbène war ein schönes neues Gebäude, mit vielen Statuen und Schnitzwerk verziert. Diese Verzierungen waren vielleicht nicht ganz geschmackvoll, aber sie gaben einen hohen Begriff von dem Reichthum des Hausherrn.

Zwei korinthische Säulen standen zu beiden Seiten des Hausthores von kunstreich geschnitztem Eichenholz. Die mit Holzwürfeln gepflasterte Hausflur führte zu einem mit Glasfenstern geschlossenen Gange, an dessen Ende die Pferdeställe und Remisen waren. Aus dem Hofe kam man in den Garten, der an die elysäischen Felder grenzte.

Rechts war die Stube des Pförtners, links eine Glasthür, durch die man zu der breiten, prächtigen Treppe gelangte. Die Stufen waren mit weichen Teppichen belegt.

Der Chevalier de la Graverie stieg aus seinem Fiaker und fragte, vor das Fenster des Pförtners tretend, nach Herrn d'Elbène.

»Wünschen Sie den Vater oder den Sohn zu sprechen?« erwiederte der Diener.

»Den Sohn.«

Der Pförtner zog dreimal die Glocke; ein Lakei kam die Treppe herunter und trat an die Glasthür.

„Es hat Jemand nach dem Herrn Baron gefragt," sagte der Portier.

Der Bediente führte den Chevalier die Treppe hinauf, in den Zwischenstock, wo er die Thür eines eleganten Salons öffnete.

Hier bat er ihn einige Augenblicke zu warten, während er seinen Herrn benachrichtigen würde.

Der Chevalier, der die Zeit zu benutzen wußte, wärmte sich die Füße, die im Fiaker kalt geworden waren, und als er vor dem Caminfeuer saß, sah er sich im Zimmer um.

Dieudonné, der in der vornehmen Welt erzogen war, konnte sich über den Luxus der Wohnung nicht wundern, obschon die hauptsächlich auf Bequemlichkeit gerichteten Raffinements dieses Luxus einem Mann der alten Zeit ganz fremd waren. Aber auffallend, sonderbar fand er die Auswahl der Broschüren, die auf einem am Camin stehenden Tische lagen. Diese Broschüren schienen ihm mit dem Charakter Gratien's, dessen Leichtsinn er in einer kurzen, aber ernsten Unterredung kennen gelernt hatte, nicht recht übereinzustimmen: sie handelten alle von Staatswirthschaft, Philosophie und Statistik.

Und zur Parade lagen sie nicht da: sie waren alle aufgeschnitten, einige sogar schon zerlesen, und auf einigen derselben bemerkte der Chevalier Randglossen, die ihm für einen jungen Cavallerieoffizier ungeheuer gelehrt schienen.

„Der Bediente wird sich geirrt haben," sagte der Chevalier, „vermuthlich hat er mich in die Wohnung des Vaters

geführt. Soll ich die Gelegenheit benützen und ihm die Sache erklären? Das ist gefährlich, denn im Grunde läßt sich in Bezug auf Therese nichts beweisen: Therese hat ja keinen Namen, und wenn mein Bruder standhaft bleibt, so wird es mir vielleicht schwer seyn, das arme Kind zur Erbin meines Vermögens zu machen. Die Schwierigkeiten würden daher vielleicht noch größer, wenn ich dem Papa Alles sagte.«

Während der Chevalier mit diesen Gedanken beschäftigt war, wurde der Thürvorhang aufgehoben, und ein junger Mann trat auf dem weichen Teppich geräuschlos auf den Besucher zu, ohne von diesem gehört zu werden.

»Sie wünschen mich zu sprechen, mein Herr?« sagte der junge Mann.

Der Chevalier de la Graverie sprang von dem Fauteuil auf, auf welchem er sich behaglich ausgestreckt hatte. Es war mehr die Ueberraschung als die Höflichkeit, die ihn so rasch emporschnellte.

Gratien d'Elbène stand wirklich vor ihm; er erkannte seine Gesichtsbildung, seinen Wuchs, seine Haltung, seine Stimme. Es war indeß in dem Gesichte des Eintretenden ein Gegenstand, den er, wie er sich recht gut erinnerte, in dem Gesicht des jungen Offiziers nicht gesehen hatte, und der ihm sogleich auffiel.

Dieser Gegenstand war ein schwarzer Backenbart, der übrige Theil des Gesichts war glatt rasirt.

Es war allerdings möglich, daß der Schnurbart seit gestern verschwunden war, aber der Backenbart konnte in der kurzen Zeit nicht gewachsen seyn.

»Habe ich wirklich die Ehre, mit Herrn Gratien d'El-

bène zu sprechen?« fragte der Chevalier, durch diesen unerwarteten Zwischenfall in Verlegenheit gesetzt.

Wir wissen, daß Dieudonné sehr leicht in Verlegenheit kam.

Der junge Mann lächelte; das Wort wirklich erklärte ihm Alles.

»Nein, mein Herr,« antwortete er, »ich bin sein Bruder Henri d'Elbène. Gratien ist ausgegangen, um mit einigen Cameraden zu frühstücken. Aber wenn ich Ihr Dolmetscher bei ihm seyn kann, so verfügen Sie über mich.«

»Henri! — So? Sie sind Henri d'Elbène?« erwiederte der Chevalier, sehr tief ergriffen, denn er hatte den Mann vor sich, den Therese so innig geliebt, den einzigen, den sie je geliebt hatte, und er fand es ganz begreiflich, daß Therese durch diese außerordentliche Aehnlichkeit so leicht getäuscht werden konnte.

»Ja, mein Herr,« antwortete der junge Mann lächelnd; »Gratien wird Ihnen gewiß von mir erzählt haben, und gleichwohl wundern Sie sich wie Jedermann über unsere Aehnlichkeit. Wir sind Zwillingsbrüder.«

»Ich verstehe,« sagte der Chevalier; »aber entschuldigen Sie meine Gemüthsbewegung. Diese Aehnlichkeit, an die ich mich für den Augenblick nicht erinnerte, hat meine Gedanken auf einen Vorfall gelenkt, der so schwer auf meinem Leben gelastet hat, daß ich nicht daran zurückdenken kann, ohne tief ergriffen zu werden.«

»Ich sehe, Sie zittern, mein Herr. Ich bitte Sie, erholen Sie sich, setzen Sie sich doch.«

Henri nahm selbst einen Stuhl, und setzte sich auf die andere Seite des Camins.

»Fassen Sie sich,« setzte er hinzu, »es wird bald vorübergehen. Dann belieben Sie mir zu sagen, was Sie zu mir führt.«

»Ich brauche mich nicht zu fassen, um es Ihnen zu sagen,« erwiederte der Chevalier, der sich durch die Sanftmuth und Güte in dem Wesen des jungen Mannes ermuthigt fühlte. »Da ich Ihren Herrn Bruder nicht treffe, so habe ich Lust Ihnen eine Geschichte zu erzählen. Ich bin ein alter alleinstehender Mann ohne Verwandte und Freunde; Sie scheinen mir ernster und besonnener zu seyn, als man gemeiniglich in Ihrem Alter ist.«

»Ich habe schon Leiden gehabt,« unterbrach ihn Henri d'Elbène mit einem Ausdruck des Gesichts, der ein Lächeln seyn sollte; »ich habe daher auf meine Kosten die Erfahrung des Herzens erworben — die Erfahrung, welche am schnellsten den Verstand zur Reife bringt, aus welcher man aber gemeiniglich am wenigsten Nutzen zieht.«

»Sie können mir wohl einen guten Rath geben,« fuhr der Chevalier fort; »in meinem Alter ist der Geist träge, und man faßt schwer einen Entschluß. Ueberdies gestehe ich Ihnen aufrichtig, daß ich von Charakter immer sehr unschlüssig gewesen bin.«

»Reden Sie,« erwiederte Henri d'Elbène; »ich glaube zwar nicht, daß ich Ihnen nützlich seyn kann, aber ich versichere Sie im voraus meiner Theilnahme.«

Der Chevalier besann sich einen Augenblick, dann sagte er, den jungen Chevalier scharf ansehend:

»Was würden Sie von einem Manne denken, der eine eben so auffallende Aehnlichkeit, wie zwischen Ihnen und Ih-

rem Herrn Bruder, mit Hilfe einer Verkleidung, oder der Dunkelheit oder sonst eines Mittels benutzt, um ein unglückliches junges Mädchen zu täuschen, sich für ihren Geliebten auszugeben, sie zu entehren und dann ihrer Verzweiflung zu überlassen?«

»Nach meiner Meinung,« erwiederte Henri d'Elbène, »wäre er ein erbärmlicher Wicht, der die Verachtung jedes Ehrenmannes verdient.«

»Und wenn die arme Getäuschte in Folge dieses Verbrechens Mutter geworden ist?«

»Solche Verbrechen werden leider vom Gesetz nicht bestraft; aber ich erkläre Ihnen auf mein Ehrenwort, daß ich lieber einem Banditen, der mit Dolch und Pistolen im Gürtel in ein Haus dringt und Freiheit und Leben auf's Spiel setzt, die Hand drücken, als mit einem herz- und gewissenlosen Menschen, der die von Ihnen erwähnte That begangen, in Berührung kommen möchte.«

»Ich habe Ihnen meine eigene Geschichte erzählt,« sagte der Chevalier; »das sanfte, seelengute Mädchen, das ein Opfer solcher Täuschung geworden, das man nicht sehen kann, ohne sich zu ihr hingezogen zu fühlen, ist meine Tochter.«

»Ihre Tochter!«

»Wenigstens meine Adoptivtochter.«

»Und Sie haben keine gerechte Wiedervergeltung geübt? Sie haben den Mann, der eine solche Schmach über Ihr Haus gebracht, nicht todtgeschossen?«

»Ich bin ein alter Mann, ich bin so schwach, meine Hand hat kaum die Kraft, einen Degen oder ein Pistol zu halten.«

»Gott würde Ihnen die Kraft dazu gegeben haben,« erwiederte Henri d'Elbène mit Begeisterung; »denn Gott ist mit dem Vater, der die Schmach seines Kindes rächt; er gibt dem Sperling Muth, der seine Jungen gegen den Raubvogel vertheidigt; wie könnte er den Mann verlassen, der seine heiligste Pflicht erfüllt?«

»Aber der Zweikampf ist von allen göttlichen und menschlichen Gesetzen verboten —«

»Der Zweikampf wird nothwendig seyn, so lange als es die Gesellschaft recht und zuweilen sogar unterhaltend findet, wenn gewissenlose Männer mit der Tugend junger Mädchen und mit der Ehre der Gattinnen ein frevelhaftes Spiel treiben.«

»Sie rathen mir also, mich mit dem Schuldigen zu schlagen, wenn er dem Mädchen die gebührende Genugthuung verweigert?«

»Ja,« antwortete Henri d'Elbène, »ich rathe es Ihnen aus voller Ueberzeugung.«

»Dann,« erwiederte der Chevalier, »muß ich Ihnen gestehen, daß ich ungeachtet meiner Friedens- und Bequemlichkeitsliebe Ihre Ansicht theilte, und ich würde mich schon dazu entschlossen haben, wenn ich nicht durch eine Besorgniß zurückgehalten worden wäre.«

»Durch welche Besorgniß?«

»Ich bin die einzige Stütze des armen Kindes; der Sieg ist nicht immer auf der Seite der gerechten Sache; das Geschick kann mir ungünstig seyn; was soll aus der Unglücklichen werden, wenn sie mich verliert? sie hat ja Niemand in der Welt, als mich.«

»Wenn dem so ist,« erwiederte Henri d'Elbène gutmüthig. »so würde ich mich bestreben, Ihre Stelle bei ihr zu vertreten.«

»Versprechen Sie mir's?«

»Ich schwöre es Ihnen.«

»Herr d'Elbène,« sagte der Chevalier mit einer Begeisterung, die seinem nüchternen, pedantischen Wesen sonst ganz fremd war, »es ist so viel edler Freimuth, so viel Offenheit in Ihrem Blick, daß ich Ihnen glauben will. Ich schwöre Ihnen ebenfalls, der Schuldige soll gezüchtigt werden; aber ich werde genöthigt seyn, Ihre Güte noch weiter in Anspruch zu nehmen.«

»Was kann ich für Sie thun?«

»Ich habe keine Bekannte in Paris, und würde nicht wissen, an wen ich mich wenden soll, wenn Sie mir meine Bitte nicht gewährten. Ich werde Sie bitten, mein Zeuge zu seyn.«

»Sehr gern.«

»Versprechen Sie, daß Sie mir, ohne Rücksicht auf die Person meines Gegners und auf die gewählte Kampfweise, beistehen wollen in dem Rachewerk, das ich zu vollbringen habe? Denn Sie werden mir's bereits angesehen haben, daß ich in solchen Dingen sehr unerfahren bin; und da Sie so gütig waren, mir guten Rath zu geben, so will ich hoffen, daß Sie mich im entscheidenden Moment nicht im Stich lassen werden.«

»Sie haben mein Wort,« erwiederte Henri d'Elbène. »Aber ich muß mir ebenfalls eine Frage erlauben. Sie sind, wie es scheint, ein Freund meines Bruders, ich hingegen habe

nicht die Ehre Sie zu kennen; haben Sie daher die Güte, mir Ihren Namen zu nennen und Ihre Adresse zu lassen.«

»Ich heiße de la Graverie, ich bin Ritter des Ludwigsordens, wie Sie sehen; ich habe meinen gewöhnlichen Wohnsitz in Chartres, aber jetzt wohne ich in der Rivolistraße, im Hotel de Londres.«

»Das ist genug, Herr Chevalier; sobald Sie meiner bedürfen, belieben Sie mich nur mit wenigen Worten zu benachrichtigen, und ich stehe zu Ihrer Verfügung.«

»Ich danke Ihnen und bitte Sie, über unsere Unterredung das tiefste Stillschweigen zu beobachten.«

»Ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Aber Sie haben noch nichts von meinem Bruder gesagt; wollen Sie mich nicht beauftragen, ihm Ihr Anliegen mitzutheilen?«

»Die Sache ist nicht von Wichtigkeit; ich wollte ihm nur einen Reisekoffer übergeben, den er gestern auf dem Posthofe vergessen und den mein Kutscher aus Versehen mitgenommen hat.«

Der Chevalier stand auf.

»Ich danke Ihnen in seinem Namen,« sagte der junge Cavalier. »Leben Sie wohl, Herr Chevalier, meine besten Wünsche folgen Ihnen.«

Herr d'Elbène begleitete den Chevalier de la Graverie bis ans Hausthor und drückte ihm noch einmal die Hand.

Das Herz Dieudonné's klopfte stark; er war sehr tief ergriffen; von Zeit zu Zeit überlief ihn ein Schauer und er glaubte eine düstere Wolke vor seinen Augen vorüberziehen zu sehen.

Von einem Bequemlichkeitsmenschen, der das fünfzigste

Jahr überschritten hat und sich zum ersten Male duelliren soll, ist wohl keine Gemüthsruhe zu erwarten.

»Ach! wenn Dumesnil da wäre!« seufzte der Chevalier; »er ging so ruhig und heiter zum Duell, wie ich mich zum Frühstück setze; er wußte Degen und Pistolen zu führen, wie ich die Gabel halte — aber leider ist er nicht mehr da, und Black würde sich nicht mit Gratien messen können; seit dem Hunde Aubry's hat man so etwas nicht mehr erlebt; überdies ist ja Black nicht da.«

»Wohin soll ich fahren?« fragte der Kutscher.

»Wohin? Ich weiß nicht.«

»Wie! Sie wissen nicht, wohin Sie fahren wollen?«

»Nein; rufen Sie den Portier an den Wagen.«

Der Portier trat mit großer Ehrerbietung an den Wagen; er hatte ja gesehen wie Henri d'Elbène den fremden Herrn bis auf die Straße begleitet hatte.

»Mein Freund,« fragte ihn der Chevalier, »wissen Sie wo Herr Gratien d'Elbène jetzt zu finden ist?«

»Im holländischen Kaffehhause,« antwortete der Portier; »dort hält er sich immer auf, wenn er auf Urlaub ist.«

»Kutscher, zum holländischen Kaffehhause!« rief der Chevalier mit einem Tone, der dem seligen Dumesnil alle Ehre gemacht haben würde; »und geschwind, es gibt ein gutes Trinkgeld.«

VIII.

Wo man sieht, daß die Civilisten zuweilen durch eine Bavaroise sehr kriegerisch gestimmt werden.

Das sogenannte »holländische Kaffehhaus« war damals der allgemeine Versammlungsort der auf Urlaub befindlichen Offiziere. Wer eine Epaulette trug, vom Unterlieutenant bis einschließlich zum Obersten, fand sich in den Hallen dieses Bacchustempels ein.

Hier fanden sich die Militärpersonen zusammen, so wie sich die Schauspieler im Garten des Palais-Royal zu versammeln pflegten.

Ein Offizier, der sein Corps verließ, um sich nach Algerien zu begeben, pflegte seinen in Frankreich zurückbleibenden Cameraden zu sagen:

»In zwei Jahren, wenn ich wieder einen halbjährigen Urlaub bekomme, sehen wir uns im holländischen Kaffehhause wieder.«

Und wenn nicht die Kugeln der Kabylen oder die Ruhr einen Strich durch die Rechnung machten, so blieb er nur in seltenen Fällen zur bestimmten Zeit aus.

Aber ungeachtet seiner militärischen Bestimmung hatte das holländische Kaffehhaus ein ganz bürgerliches Aussehen.

Mit Ausnahme der Zöglinge der polytechnischen Schule und der Militärschule von St. Cyr, die das holländische Kaffehhaus als angehende Vaterlandsvertheidiger besuchten, bemerkte man dort weder Tschakos, noch rothe Hosen, noch Uniformen. Der französische Soldat hat, ungeachtet seiner bei allen Gelegenheiten zur Schau getragenen Verachtung gegen die »Pékins« eine besondere Vorliebe für die bürgerliche Kleidung. Vermuthlich aus dem einzigen Grunde, weil es bei ihm eine unglückliche Leidenschaft ist. Denn mancher hübsche Offizier, der im Dolman oder Waffenrock sehr elegant und distinguirt aussieht, wird ein ganz gewöhnlicher Mensch, ja er bekommt oft sogar ein gemeines Aussehen, wenn er einen unschönen Frack oder Ueberrock trägt und seinen Helm oder Tschako gegen den albernen Cylinderhut vertauscht hat.

Dazu kommt, daß der Offizier, der wenig Gelegenheit hat, seine Civilkleider zu tragen, dieselben sehr sorgfältig und weit länger als die gewöhnliche Lebensdauer der Ueberröcke oder Paletots aufzubewahren pflegt; wenn er sie daher aus ihrem Versteck wieder einmal hervorzieht, sieht er aus wie ein wandelndes altes Modebild.

Wenn es im holländischen Kaffehhause wenige Uniformen gab, so bemerkte man dagegen an jedem Tische viele Civilröcke von sehr originellem Schnitt, steife Cravaten und unmögliche Vatermörder, ingleichen manches Exemplar jener häßlichen Kosakenhosen, welche die Mode schon längst in die Acht erklärt hatte. Kurz, es war leicht zu erkennen, daß die Gäste aus Offizieren in mehr oder weniger abgethanen Civilkleidern bestanden.

In dem ganzen Locale roch es stark nach Punsch, dem

Lieblingsgetränk der Stammgäste, und dichter Tabaksrauch füllte die Gastzimmer.

Fünf bis sechs Offiziere, die man an ihren Sporen als Cavalleristen erkannte, saßen in einer Ecke der Hinterstube. Sie schienen sehr reichlich gefrühstückt zu haben, denn ihr Gespräch war ungemein belebt. Wie immer behandelten diese Herren ihr unerschöpfliches Lieblingsthema: die Vorzüge gewisser Garnisonen und den Vergleich dieser Garnisonen untereinander.

»Ich lobe mir Tours,« sagte unser alter Bekannter, der Lieutenant Louville, den wir mitten in dieser Gruppe wiederfinden. »Die Poeten, die sonst so viel dummes Zeug faseln, haben vollkommen Recht, die Touraine den Garten Frankreichs zu nennen. Tours ist wirklich eine hübsche Stadt, die Pflaumen sind köstlich, das Theater ist leidlich, die Grisetten sind allerliebst. Kurz, Tours ist die Perle unter den Garnisonen.«

»Nun, ich habe Tours mitgemacht,« erwiederte ein dicker Offizier mit kirschrothem Gesicht und grauem Schnurbart; »ich war zwei Jahre dort, und ich finde, daß Tours nicht besser ist als die übrigen Garnisonen.«

»Warum behaupten Sie das, Capitän?«

»Weil man sich nach den beiden ersten Monaten in jeder Garnison langweilt.«

»Ich war recht gern im Norden,« setzte ein Dritter hinzu; »wir hatten dort vortrefflichen und billigen geschmuggelten Tabak.«

»Und Poutioz nicht zu vergessen,« sagte ein Vierter; »man lebt dort famos mit fünfundvierzig Francs monatlich.«

»Was sagst Du dazu, Gratien?« fragte Louville.

»Je mehr ich von unserem Vaterlande sehe,« antwortete Gratien, »desto mehr sehe ich ein, daß unter allen Garnisonen, die wir kennen gelernt, nicht eine erträglich ist. Dies bewegt mich, meinen längst gefaßten Entschluß auszuführen: ich nehme meinen Abschied, um die einzige gute, angenehme Garnisonstadt, nemlich Paris, nicht mehr verlassen zu müssen.«

»Ja,« sagte Louville, »diese Vorliebe ist leicht begreiflich, wenn man einen Papa besitzt, der, wie der deine, ein mehrfacher Millionär ist. Aber ungeachtet seiner Millionen, ungeachtet aller Freuden und Genüsse, die Paris bietet, glaube ich nicht, daß Du die im Regimente verlebten glücklichen Stunden vergessen wirst.«

»Was für glückliche Stunden meinst Du? Wo soll ich sie verlebt haben?« fragte Gratien.

»Undankbarer, hast Du nicht überall und immer genußreiche Stunden verlebt? Hast Du nicht z. B. in dem abscheulich langweiligen Chartres mit der kleinen Therese das deliciöseste Abenteuer gehabt? Du Schlaukopf kannst Dich rühmen, ein zweiter Lovelace zu seyn.«

»Sprich nicht davon, Louville,« sagte Gratien mit sichtlicher Verlegenheit; »ich versichere Dich, daß mir die Erinnerung an jenes Abenteuer höchst peinlich ist.«

»Warum denn? Etwa wegen des alten Narren, der Dich, den Baron Gratien d'Elbène, zwingen wollte, eine blutarme Grisette zu heirathen, weil Du ihre erste Liebe gewesen bist? Ha! ha! ha! der Gimpel war wirklich unterhaltend. Ich habe ihn tüchtig aufgezogen, zumal nachdem Du im Cabriolet Platz genommen hattest. Aber mille cigar-

res!« setzte Louville hinzu, »da kommt er! Wir werden einen köstlichen Spaß haben. Sehen Sie nur, meine Herren, die wundervolle Haltung! Und wie herausfordernd er seinen Regenschirm schwingt! — Heda, Monsieur!«

»Keine Thorheiten, Louville!« mahnte der beleibte Offizier; »vergessen Sie nicht, daß der Mann einen doppelten Anspruch auf Ihre Achtung hat: er ist noch einmal so alt wie Sie, und trägt das rothe Ordensband im Knopfloch.«

»Bah! es ist der Ludwigsorden.«

»Es ist immer der Lohn der Tapferkeit,« entgegnete der Capitän, »und es ziemt sich nicht für uns Soldaten, über einen Ludwigsritter zu lachen.«

»Lassen Sie mich doch in Ruhe, Capitän,« sagte Louville; »es ist vermuthlich ein Emigrant, der sich sein Band in der Antichambre verdient hat. Wahrhaftig, ich will eine so gute Gelegenheit, einen Spaß zu machen, nicht unbenützt lassen.«

Dann stand er auf, um dem näher tretenden Chevalier de la Graverie entgegenzutreten.

»Es freut mich unendlich, Sie wiederzusehen,« sagte Louville zu ihm; »ich hoffe, daß die vorgestrige Nacht Ihre Gesundheit nicht angegriffen und Ihre heitere Laune nicht verdorben hat.«

»Nein,« erwiederte der Chevalier lächelnd, »wie Sie sehen, befinde ich mich, bis auf eine kleine Erkältung, ganz wohl.«

»Das ist schön. Sie werden also in unserer Mitte Platz nehmen und auf die Gesundheit der schönen Therese trinken; wir sprachen eben von ihr, als Sie kamen.«

»Sie erweisen mir viel Ehre,« erwiederte der Chevalier mit seinem unverwüstlichen Lächeln; »ich werde Ihre Einladung nicht zurückweisen.«

»Ist Ihnen ein Glas Punsch gefällig? Er ist sehr gut und ganz geeignet, die düstern Gedanken und Magenvapeurs zu vertreiben.«

»Tausend Dank, mein lieber Herr! aber ich habe als Mann des Friedens große Furcht vor jeder Art von Alkohol.«

»Sie fürchten vielleicht in eine allzu kriegerische Stimmung zu gerathen?«

»Ja, dies ist die Hauptrücksicht, die mir den Genuß der gebrannten Wasser verbietet.«

»Aber Gratien, sey doch freundlicher gegen den Herrn Chevalier — ich trage kein Bedenken, Ihnen diesen Titel zu geben, da ich Ihr Ordensband sehe.«

»Sie können mir ihn ohne Bedenken geben, Herr Louville; ich habe doppelte Ansprüche auf diesen Titel: durch meine Geburt und als Ludwigsritter.«

»Sie müssen wissen, Chevalier, daß Ihr Freund Gratien seit zwei Tagen ein Träumer ist; ich glaube fast, er grübelte über den Heirathsantrag, den Sie ihm gemacht haben.«

»Das wäre sehr schön von ihm,« antwortete der Chevalier mit der größten Unbefangenheit.

»Ja,« erwiederte Louville; »aber solche Gedanken machen einen lustigen Cameraden zum Duckmäuser. — Was trinken Sie, Chevalier? ein Glas Limonade? oder Himbeeressig? oder Bavaroise?«

»Ich will Bavaroise trinken.«

»Garçon!« rief Louville, »diesem Herrn eine Bavaroise — recht heiß und süß! — Jetzt, Herr Chevalier, erlauben Sie uns wohl die Frage, was uns in dieser Kneipe die Ehre Ihrer Gesellschaft verschafft? Sie sind doch hier nicht Stammgast —«

»Sie haben immer Recht, Herr Louville; ich bewundere in der That Ihr richtiges Urtheil.«

»Es freut mich, daß Sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen.«

»Ich bin hierher gekommen, um Herrn Gratien d'Elbène aufzusuchen, den ich nicht zu Hause getroffen habe.«

»Wie! Sie haben sich in meine Wohnung bemüht?« fragte Gratien erstaunt.

»Ja, Herr Baron, und von Ihrem Portier erfuhr ich, daß ich Sie hier antreffen würde.«

»Wirklich!« fiel ihm Louville ins Wort, »Sie sind hierher gekommen, um Gratien aufzusuchen? Dies beweist, daß Sie Ihren Plan nicht aufgegeben haben. Das freut mich; ich liebe die Starrköpfe und nehme so lebhaften Antheil an Ihnen, daß ich entschieden Ihre Partei nehme. Wie die Sache jetzt steht, kann nur noch vom Ehecontract die Rede seyn. Wir haben uns vor Allem über die Bedingungen zu verständigen. Gratien, Du hast zuerst das Wort. Lass' hören, was verschreibst Du deiner Zukünftigen? wie viel an liegenden Gütern? wie viel an Staatspapieren und Eisenbahnactien?«

»Louville,« antwortete Gratien, »ich bitte Dich in allem Ernste, diesen Scherz nicht weiter zu treiben; ich habe deinen Spott schon zu lange anhören müssen. Ich habe dem Herrn Chevalier meinen unabänderlichen Entschluß mitge-

theilt, und es wundert mich in der That, daß er sich mit meiner Erklärung nicht begnügt. Andererseits würde ich durch Verspottung eines Mädchens, dessen Los ich im Grunde beklagen muß, einen Mangel an Zartgefühl und Charakter verrathen. Bedenken Sie wohl, was ich gesagt habe, Herr Chevalier, und merke Du Dir's auch, Louville; ich hoffe, daß Sie mir Beide beistimmen werden.«

»Keineswegs,« erwiederte der Chevalier de la Graverie; »ich finde vielmehr, daß Herr Louville sehr vernünftig und schicklich spricht; ich bin ihm unendlich verbunden.«

»Siehst Du wohl, Gratien! Sprich daher und lege diese tragische Miene ab; der Herr Chevalier fordert Dich ja als Beschützer der schönen Therese dazu auf und Du schweigst! Es würde vielleicht besser seyn, Herr Chevalier, wenn Sie zuerst das Wort nähmen, er würde dann in Zug kommen. Fangen Sie daher an, lieber Herr, nennen Sie die Reichthümer Ihres Schützlings und knausern Sie nicht; denn unser Freund Gratien ist reich, obschon er nur Unterlieutenant ist. — Doch da bringt Ihnen der Kellner die bestellte Bavaroise. Trinken Sie zuerst, damit Ihre Anträge recht süß werden.«

Der Chevalier hörte lächelnd zu, rührte das Getränk langsam mit dem Löffel um, setzte das Glas an den Mund, trank mit langsamen Zügen, stellte das Glas wieder auf den Tisch, wischte sich mit einem Batisttuch sorgfältig den Mund ab und wandte sich endlich an Gratien:

»Ich habe über den Antrag nachgedacht, den ich Ihnen vorgestern machen zu müssen glaubte; ich finde jetzt, daß es lächerlich von mir war, auf die gerechte, ehrliche, natürliche

Handlung, die ich von Ihrer Gewissenhaftigkeit verlange, einen Preis zu setzen.«

»Da haben Sie vollkommen Recht,« sagte Louville mit scheinbarem Ernst.

»Merken Sie wohl,« fuhr der Chevalier fort, »daß ich im Stande bin, Therese auszustatten; aber ich würde dadurch Ihr Zartgefühl verletzen, und es würde mich nicht wundern, wenn der Antrag, den ich Ihnen gemacht, die einzige Ursache Ihrer abschlägigen Antwort gewesen wäre. Heute sage ich Ihnen vielmehr: Therese hat keinen Namen und kein Vermögen; aber Sie haben sie entehrt — und dies war keineswegs eine aus gegenseitiger Zuneigung hervorgegangene Verirrung, nein, Sie nahmen zu dem niedrigsten, empörendsten Betruge Ihre Zuflucht. Sie können, Sie dürfen sich daher nicht weigern, dem mahnenden Ruf der Pflicht zu gehorchen.«

»Bravo! das sind unwiderlegliche Gründe,« höhnte Louville. »Jetzt hast Du das Wort, Gratien. Vertheidige Dich, mit deiner Sache steht's schlecht, ich sage es Dir im voraus. Denke Dir also, Du ständest vor den Geschwornen und ich wäre der Präsident.«

»Meine Antwort ist kurz, lieber Freund,« erwiederte Gratien, mit einer gewissen Würde. »Ich erkläre dem Herrn Chevalier« — dabei machte der junge Mann eine leichte Verbeugung — »daß mein Entschluß durch Schmähungen ebenso wenig erschüttert wird wie durch Versprechungen. Ob Therese reich oder arm ist, gilt mir gleich, und ich setze nur noch hinzu, daß nur die grauen Haare des Herrn Chevalier mich abhalten, einige seiner Worte in ganz anderer Weise zu beantworten.«

»O thun Sie sich gar keinen Zwang an, mein lieber Herr,« sagte der Chevalier; »es kann Ihnen ja ziemlich gleichgiltig sein, ob mein Kopf grau oder braun oder blond ist, wenn er nur bereit ist, sich vor die Mündung Ihres Pistols oder vor die Spitze Ihres Degens zu stellen.«

»Hörst Du wohl, Gratien? der Chevalier wird kriegerisch gestimmt.«

»Das wundert Sie, lieber Herr Louville?« sagte der Chevalier mit der größten Gelassenheit. »Glauben Sie etwa, der Muth sey nur Unbesonnenheit oder Prahlerei?«

»Nun, das ist etwas Anderes,« sagte Gratien.

Der Chevalier, der immerfort lächelte, wandte sich wieder zu ihm.

»Sie hatten also wirklich die Absicht, mich zu beleidigen?« fragte ihn der junge Cavalier.

»Es hat mich nicht gekümmert, ob meine Worte Sie beleidigen könnten oder nicht,« erwiederte der Chevalier;» ich habe mich der Ihnen anstößigen Ausdrücke bedient, weil sie Ihr Benehmen deutlich bezeichneten.«

»Kurz und gut, Herr Chevalier, Sie sind heute Sonnabends hierher gekommen, um mir in Gegenwart meiner Cameraden zu sagen: »Sie müssen Therese heirathen oder Sie haben's mit mir zu thun?«

»Ja wohl, Herr Baron.«

Dann schlug er mit dem Löffel auf sein Glas und rief: »Garçon, noch eine Bavaroise!«

»Nein, nein!« sagte Gratien.

»Wie? nein!«

»Ein Duell mit Ihnen wäre zu lächerlich.«

»Finden Sie das wirklich?«

»Ja.«

»Sie finden, daß es lächerlich seyn würde, einen Mann zu tödten, der Ihnen sehr wohl den Degen in die Brust stoßen oder eine Kugel durch den Kopf jagen könnte? Und Sie finden es nicht feig und erbärmlich, eine widerliche List anzuwenden, um einem wehrlosen Mädchen mehr als das Leben — das Einzige, was ich im Kampf mit Ihnen auf's Spiel setze — um ihr die Ehre zu rauben! Das ist sehr unlogisch, Herr Baron. — Schönen Dank, Garçon!«

Diese letzten Worte galten dem Diener, der dem Chevalier eine zweite Bavaroise brachte.

»Nun gut,« sagte Gratien nach kurzem Besinnen und vielleicht mehr erbittert über die Gelassenheit des Chevaliers, als über die Beleidigungen, die ihm dieser gesagt hatte. »Entfernen Sie sich, da Sie es durchaus wollen.«

»Sie wollen Therese heirathen?«

»Nein, Herr Chevalier, aber Sie sollen Ihre Vermessenheit mit dem Leben büßen.«

»Glauben Sie?« erwiederte der Chevalier, indem er seine Bavaroise umrührte, ohne daß seine Hand im mindesten zitterte. »Es ist eine Frage, deren Lösung wir morgen erwarten müssen. Sprechen Sie nicht über die Zukunft ab, Sie könnten sich sehr irren. Es bleibt also dabei, wir schlagen uns?«

»Allerdings,« antwortete Gratien, der seinen Zorn kaum zu unterdrücken vermochte; »Sie müßten denn Ihre beleidigenden Worte zurücknehmen.«

Gratien d'Elbène wollte dem Chevalier diesen letzten Ausweg offen lassen, denn er entschloß sich nur sehr ungern zu diesem Duell, das ihn nicht nur lächerlich machte, sondern

seine ganze Handlungsweise in einem gehässigen Lichte erscheinen ließ.

„Zurücknehmen?“ sagte der Chevalier, indem er sein Glas an den Mund setzte und langsam die Bavaroise schlürfte. „Sie kennen mich schlecht, mein lieber Herr Gratien; ich entschließe mich sehr langsam, aber sobald ich einen Entschluß gefaßt habe, mache ich es wie Wilhelm der Eroberer, ich verbrenne meine Schiffe.“

Bei diesem Worte schleuderte er dem jungen Offizier den Ueberrest seiner Bavaroise ins Gesicht.

Gratien d'Elbène wollte auf den alten Mann zustürzen aber seine Freunde, zumal Louville, hielten ihn zurück.

„Ihre Zeugen — Ihre Zeugen!“ sagte Gratien wüthend.

„Morgen Früh,“ erwiederte der Chevalier, „werden sich meine Zeugen mit den Ihrigen verständigen.“

„Wo und wann?“

„Zwischen zwölf und ein Uhr in den Tuilerien, auf der Terrasse der Feuillans, gegenüber dem Hôtel de Londres, wo ich wohne.“

„Ihre Waffen?“

„Meine Waffen? Als Militär sollten Sie die Duellregeln besser kennen. Sie sind der Beleidigte und haben mir daher Ihre Bedingungen durch Ihre Zeugen mitzutheilen.“

„Gut,“ erwiederte Gratien. „Und Sie, meine Herren, nehme ich zu Zeugen, daß der alte Mann den Streit gesucht und daher für die Folgen verantwortlich ist.“

Der junge Offizier verließ, von seinen Freunden gefolgt, das Kaffehhaus.

Der Chevalier blieb allein zurück und trank den letzten

Rest seiner Bavaroise aus. Dann stand er auf, nahm seinen Regenschirm aus der Fensterecke und sagte leise für sich:

»Schade, daß sich der einfältige Black hat stehlen lassen! Dumesnil wäre gewiß zufrieden mit mir gewesen, wenn er mich hätte sehen können.«

IX.

Wo der Chevalier findet, was er suchte und nicht suchte.

Der Chevalier de la Graverie verließ das holländische Kaffehhaus in ganz anderer Verfassung, als er gekommen war.

Sein Hut, der gewöhnlich ganz senkrecht zur Gesichtsachse und etwas in die Augen gedrückt saß, hatte eine schiefe Stellung angenommen, die ihm ein unternehmendes und sogar etwas rauflustiges Aussehen gab.

Eine Hand spielte in der Hosentasche mit einigen Louisdor, deren renommistisches Geklimper man deutlich hörte; die andere beschrieb mit dem Regenschirm kunstgerechte Quarten und feinberechnete Finten.

Er, der gemeiniglich vor sich niedersah, auf dem Trottoir einem Kinde aus dem Wege ging, trug den Kopf hoch und den Körper gerade und schien zu erwarten, daß ihm alle Vorübergehenden auswichen. Und dies thaten die Leute wirklich, einige aus Achtung vor seinem Alter, andere aus Ehrerbietung vor seinem Ordenskreuz, noch andere endlich, weil ihnen die zuversichtliche Haltung des Chevaliers wirklich imponirte.

Er kam anfangs in Versuchung, in einen Tabakladen zu treten und eine Cigarre zu kaufen, obgleich er gegen das narcotische Kraut immer eine unüberwindliche Abneigung gehabt hatte. Er hielt eine Cigarre für eine nothwendige Zugabe seiner neuen Haltung, bei welcher er sich seinen Freund Dumesnil zum Muster nahm.

Aber glücklicherweise erinnerte er sich, daß ihm eines Abends in Papeita, als er der hübschen Tahiterin eine Cigarrette aus dem Munde genommen und einige Züge geraucht hatte, entsetzlich übel geworden war und daß er sich erst nach drei Tagen völlig wieder erholt hatte.

Er dachte, ein solches Schauspiel seinen Feinden gegeben, könne seinen eben errungenen Ruf gefährden, und er verzichtete auf diese Grille.

Der Chevalier begnügte sich also mit einer imponirenden Haltung, als Ausdruck seines Selbstgefühls, und begab sich wieder in den Gasthof.

Jetzt müssen wir als wahrheitliebender Geschichtschreiber gestehen, daß der Chevalier de la Graverie ungeachtet der inneren Befriedigung, mit welcher er an sein ritterliches Benehmen gegen Gratien d'Elbène zurückdachte, eine unruhige Nacht hatte. Seine Schlaflosigkeit war keineswegs eine Folge der Furcht vor dem Tode oder dem Schmerz; er wurde durch zwei andere Dinge beunruhigt: durch das Schicksal Theresens für den Fall, daß ihm etwas Menschliches begegnen würde, und durch die Besorgniß, daß er auf dem Kampfplatz die Fassung verlieren möchte.

Ueber Theresens Zukunft beruhigte er sich einigermaßen durch das Versprechen, welches ihm Henri d'Elbène gegeben:

ein Versprechen, das für diesen noch heiliger werden mußte, wenn er seine Schutzbefohlene kennen lernen würde.

Ueberdies hoffte er, trotz den Drohungen seines Bruders, die Zukunft Thereses durch ein eigenhändig geschriebenes Testament zu sichern.

Es blieb noch das Duell übrig.

Einige Stunden einsamen Nachdenkens hatten das Blut des Chevaliers abgekühlt, und obgleich sein Entschluß nicht wankte, bedurfte er doch seiner ganzen Besonnenheit, um sich zu erheitern.

Leider war's eine schwere Aufgabe; je mehr Mühe sich der Chevalier gab, sich selbst zu beweisen, daß er alle Ursache habe, ruhig zu seyn, desto ungestümer stürmten die düsteren Gedanken auf ihn ein.

Alles was er einige Stunden früher kaum der Beachtung werth gehalten hatte, schien ihm jetzt so süß, so schätzenswerth, so anlockend, daß er seine Gedanken nicht davon abwenden konnte.

Alle Freuden und Genüsse seines früheren Lebens begannen in seiner Erinnerung gar verführerisch zu gaukeln und zu tanzen, und es war ihm, als ob sie ihm mit wehmüthiger Stimme zuriefen: »Adieu, Chevalier, Du wirst uns nun bald verlieren. Du hättest uns so schön an Dich fesseln können, wenn Du nicht den jungen Raufbold, den Rächer der bedrängten Unschuld, den Don Quixote gespielt hättest!«

Der Chevalier fand dieses Gaukelspiel seiner Phantasie höchst unangenehm.

Zugleich erblickte sein geistiges Auge in der Ferne ein

wahres Chaos, welches mit den im Vordergrunde tanzenden Gestalten harmoniren zu wollen schien.

Er fühlte die kalte Hand des Todes erst leise seine Haut berühren und dann allmälig immer tiefer in seine Brust greifen.

Es schien ihm, als ob die Geister aus der andern Welt herabschwebten, um seine irdische Hülle zu holen; er fühlte auf seinem Gesichte das Wehen der Riesenfittige von flatternden Fledermäusen.

Das mindeste Geräusch, das er in der Nähe hörte, war für ihn das Klopfen eines Hammers, der die Nägel zu seinem Sarge einschlug.

Er wachte — aber trotzdem träumte er, man lege ihn in die Erde, und er hörte deutlich das Gepolter der auf seinen Sarg fallenden Erdschollen und Steine.

Er fühlte das Gewürm des Grabes in die Falten des Leichentuches kriechen, und seine Glieder bebten im Voraus, als er an die feuchtkalte Berührung dachte.

Die Nacht schien ihm unendlich lang, und sobald er den Tag grauen sah, sprang er, seiner Gewohnheit zuwider, aus dem Bette.

„Ich bin wirklich nicht zum Helden geschaffen,“ sagte er schlotternd. „Nun, ich werde in meinen eigenen Augen nur um so mehr Verdienst haben, wenn ich mich gut halte. Aber es ist doch sonderbar: gestern hatte ich nicht die mindeste Furcht — und jetzt überläuft mich's eisigkalt. Ich kann doch nicht zu jeder Stunde des Tages Jemanden herausfordern, um meinen Muth in der gehörigen Temperatur zu erhalten —“

Um diese entmuthigenden Gedanken zu verscheuchen,

entschloß sich der Chevalier, an Henri d'Elbène zu schreiben, ohne ihm seinen Gegner zu nennen, daß das Duell aller Wahrscheinlichkeit nach am andern Morgen um acht Uhr stattfinden werde, weshalb er ihn ersuche, ihn um sieben Uhr abzuholen.

Er wollte ihn mit den Offizieren, die ihm Alles gesagt haben würden, durchaus nicht in Berührung bringen, und bis zum andern Morgen oder vielmehr bis zu der Stunde, wo sich die Secundanten besprechen sollten, hoffte er einen zweiten Zeugen zu finden, der mit den Secundanten Gratiens die Bedingungen des Kampfes feststellen würde.

Als er den Brief geschrieben und gesiegelt hatte, ging er fort, um ihn selbst auf die Post zu tragen. In wichtigen Dingen verließ sich der Chevalier gern auf sich selbst.

In der Hausthür begegnete ihm der Mann, der ihm versprochen hatte Black aufzufinden.

»Oho! schon aufgestanden, Monsieur?« sagte Pierre Marteau, ihn anredend. »Man muß sagen, der Hund ist glücklicher als viele Leute. Ich kann mich verirren und Niemand wird deshalb eine schlaflose Nacht haben. Aber es wird bald die Stunde seyn —«

»Was für eine Stunde?« fragte der Chevalier, der seine Gedanken noch nicht recht beisammen hatte.

»Die Stunde, in welcher ich Sie wieder in den Besitz Ihres Hundes zu setzen hoffe.«

»Habt Ihr ihn gesehen? Führet mich zu ihm, mein lieber Mann! Wenn ich meinen lieben Dumesnil bei mir hätte, würde ich mich gewiß vor Niemand mehr fürchten.«

»Nur Geduld, wir wollen uns vorsichtig dem Orte

nähern, wo er ist, und Sie werden sehen, daß ich nicht gelogen habe.«

»Wohin gehen wir denn?«

»Auf den Hundemarkt. Wohin denn sonst? Glauben Sie denn, daß der Spitzbube, der ihn eingefangen hat, Reliquien daraus machen will?«

»Aber was ist zu thun?«

»Die Sache verhält sich so: Niemand hat den Hund zurückverlangt; man hat weder Anschlagzettel, noch Ankündigungen, noch eine Belohnung gesehen; man ist also ganz ruhig. Verlassen Sie sich auf mein Wort: Ihr Hund ist jetzt, wie wir Beide, auf dem Wege zur Barriere von Fontainebleau.«

An dieser Barriere wird wirklich jeden Sonntag, Mittwoch und Freitag der Pferdemarkt gehalten, und mit demselben ist ein Hundemarkt verbunden.

Zwei Maler, von denen der eine im blühendsten Alter gestorben ist, Alphons Giroux und Rosa Bonheur, das Mädchen mit dem lieblichen Namen und dem kräftigen Talent, haben zwei Bilder geschaffen, welche, bei aller Verschiedenheit der Auffassung, dieses pittoreske Schauspiel sehr treffend darstellen.

Uebrigens bemerken wir zur Erbauung der Leser, die sich leicht durch Benennungen irreführen lassen, daß man die prächtigen Thiere, die in den Straßen von Paris und im Gehölz von Boulogne bewundert werden, keineswegs auf dem Pferdemarkt suchen muß.

Der Pferdemarkt huldigt wesentlich dem Nützlichkeitsprincip; Schönheit, Feinheit der Formen, edle Race werden hier nicht im mindesten geschätzt; man sucht hier nur Arbeits-

maschinen zu möglichst billigen Preisen. Abgesehen von einigen tüchtigen Ackerpferden findet man nur abgehetzte, buglahme Gestalten, deren Sehnen die Speculation auf dem Pariser Pflaster, der qualvollsten „Pferdehölle“, bereits zu Geld gemacht hat, und die um einige Thaler losgeschlagen werden, ehe sie auf den großen Anger von Montfaucon kommen.

Am meisten hat man sich auf dem Pferdemarkte vor den anscheinend gesunden und fehlerfreien Thieren zu hüten; man kann fast darauf zählen, daß sie Krippensetzer sind oder den Koller haben.

Ungeachtet des kläglichen Aussehens der einzelnen Pferde, mit denen dieser Bazar angefüllt ist, bietet das ganze Bild manches Interessante: man läßt ein Pferd, das um dreißig Francs zu haben ist, mit obligatem Accompagnement von Peitschenhieben galoppiren und traben, gerade wie man ein Vollblutpferd zu tausend Thaler vorführt. Es werden dieselben Kunstgriffe angewandt, man hört dieselben Ausdrücke, dieselben Betheuerungen wie bei den renommirtesten Pferdehändlern, und der Markt an der Barriere von Fontainebleau ist bei weitem pittoresker als der in den Champs-Elysées.

Mit diesem Pferdemarkt ist, wie schon erwähnt, der Hundemarkt verbunden.

Der Hundehandel würde, wenn er in den Grenzen der Ehrlichkeit bliebe, ein ziemlich armseliger Erwerb seyn. Aber da Jedermann von seinem Geschäft leben muß, so suchen die Hundehändler das ihrige so gewinnreich wie möglich zu machen.

Statt Hunde aufzuziehen und dadurch an Betriebskosten, zu sechs Francs monatlich berechnet, in Jahresfrist zweiundsiebzig Francs auszulegen, finden sie es bei weitem ein-

facher und vortheilhafter, erwachsene, wohlerzogene Hunde auf der Straße aufzufangen und zum Verkauf auszubieten.

Da aber die herrenlos umherirrenden Hunde immer seltener werden, so wendet man alle möglichen Kunstgriffe an, um ihrer habhaft zu werden; einen solchen Kunstgriff haben wir bei dem Raube Black's gesehen.

Der Hundemarkt, der uns zu dieser gelehrten, wenn auch kurzen Abhandlung verleitet hat, wird in den Seitenalleen des Platzes gehalten. Einige dieser interessanten Vierfüßler sind an Pfählen festgebunden. Die kleineren sitzen in Käfigen. Die großen spaziren mit ihren Herren, oder vielmehr mit denen, die es in Folge der mannigfaltigsten und zufälligsten Umstände geworden sind.

Man findet hier Hunde von jeder Größe, von jeder Race und Physiognomie: Pyrenäenhunde mit gelblichem Haar und tückischem, bissigem Charakter, trotz ihrer gutmüthigen Miene; Bulldoggs mit eingedrückter Nase, hervorstehenden Augen, und langen Fangzähnen; Schäferhunde, Terriers, Pointers, Jagdhunde von verschiedenen Racen und mehr oder weniger zweifelhafter Abstammung. Der Dachshund figurirt neben dem King-Charles. Wolfshunde, deren Aussehen an bepelzte Postconducteure erinnert; türkische Hunde, die ihren Pelz abgelegt zu haben scheinen und beständig vor Kälte schlottern; langhaarige Hunde aus der Havanna, die man so selten findet. Sogar von dem »Carlin«, von jener berühmten Race, die nach der Behauptung einiger Naturforscher von der Erde verschwunden seyn sollte, wie der Mammuth, findet man von Zeit zu Zeit einige Exemplare — vermuthlich die Nachkommen derer, die Henri Mannier der Vergessenheit entrissen zu haben behauptete.

Dann kommt die Schaar der Möpse — eine so zahlreiche und in ihren Verzweigungen so launenhaft mannigfaltige Schaar daß Büffon, wäre er auf den Hundemarkt gekommen, gewiß seine Classeneintheilung und Genealogie der Hunderacen zerrissen haben würde.

Kurz, alle Arten und Abarten sind hier vertreten, von dem gelehrten Pudel, der seine Kunststücke macht, bis zu dem unedlen Köther, der keinem Genus und keiner Species angehört.

Der Chevalier de la Graverie hatte mit seinem Begleiter schon beinahe zwei Stunden die Alleen des Boulevard de l'Hospital abgesucht, ohne den Gegenstand seiner Sehnsucht zu finden.

Mehr als zehnmal hatte Pierre Marteau, dem das versprochene Trinkgeld zu lange ausblieb, auf einen Hund gedeutet, dessen Persönlichkeit einen Vetter Black's vermuthen ließ, und mit dem Tone moralischer Ueberzeugung gesagt:

»Sehen Sie, Monsieur, ist dort nicht Ihr lieber Dumesnil?«

Und mehr als zehnmal hatte der Chevalier mit einem Stoßseufzer geantwortet:

»Ach nein, er ist's nicht!«

Auf einmal jauchzte unser Held laut auf.

An einer Straßenecke, auf die er gerade zuging, bemerkte er einen Mann, der zwei Hunde am Riemen führte.

Einer dieser beiden Hunde war Black.

Der Mann sprach mit einem Herrn, der den Jagdhund mit der lebhaftesten Neugierde zu mustern schien.

»Da ist er! da ist er!« jubelte der Chevalier de la Graverie. »Seht nur, er erkennt mich, er sieht sich nach mir

um — Black! Black! — Ach, theurer Dumesnil, in meiner Lage freue ich mich doppelt, Dich wieder zu finden.«

Der Chevalier wollte über die Straße eilen; aber es wurden eben mehre Pferde vorübergeführt, und es war unmöglich, hinüber zu kommen, ohne sich einer Gefahr auszusetzen, und Pierre Marteau, der keine Ursache zu ungewöhnlicher Begeisterung hatte, war zum Glück ganz besonnen geblieben und hielt ihn noch zur rechten Zeit zurück.

Unterdessen hatte der unbekannte Herr seine Börse gezogen, den Hundehändler bezahlt und den Riemen genommen, um sich mit Black zu entfernen.

Der Chevalier de la Graverie, der auf der andern Seite des Fahrweges alles gesehen hatte, rief aus Leibeskräften:

»Halt! halt! der Hund ist mein.«

Aber seine Stimme wurde von dem Geschrei der Pferdehändler, von dem Peitschengeknall und den Hufschlägen auf dem Steinpflaster übertönt.

Endlich wurde der Fahrweg frei. Pierre Marteau ließ den Rockschoß los und die Verfolgung des Käufers begann.

»Monsieur! Monsieur!« schrie der Chevalier, hinter ihm herlaufend, »der Hund, den Sie gekauft haben, gehört mir!«

Der unbekannte Herr, der das Rufen des Chevaliers anfangs nicht beachtet hatte, sah endlich ein, daß die Anrede ihm galt und wie sehr es ihm auch darum zu thun schien, Black in Sicherheit zu bringen, so sah er sich doch um.

»Wie meinen Sie,« fragte er, »was ist gefällig?«

»Ich sage,« wiederholte der Chevalier keuchend, »daß dieser Hund mein ist.«

»Sie irren sich, mein Herr,« antwortete der Käufer,

»dieser Hund, den ich am Riemen führe, gehört mir, aus zwei Gründen, von denen schon einer genügt, um mein Besitzrecht außer allen Zweifel zu setzen: ich habe ihn aufgezogen und nie verkauft, und gleichwohl habe ich ihn so eben zurückgekauft.«

»Entschuldigen Sie, lieber Herr,« sagte Pierre Marteau höflich, aber mit Nachdruck, »ich kann bezeugen, daß der Hund diesem Herrn gehört, ich habe gesehen, daß er ihm am Freitage Abends gestohlen wurde, und seit zwei Tagen suche ich ihn.«

»Sehen Sie nur, er erkennt mich!« sagte der Chevalier, indem er Black beim Kopf nahm und auf die Stirn küßte.

»Leider,« antwortete der Käufer kalt, aber entschlossen, »beweist dies nur, daß Sie einen Hund besessen haben, nachdem er mir gestohlen worden war; aber Sie werden schwerlich mit Ihrem Ehrenworte bestätigen können, daß dieser Hund länger als zwei Jahre in Ihrem Besitz ist, obschon er bereits acht Jahre alt ist.«

»Mein Herr,« erwiederte der Chevalier, der an Thereseus Erzählung dachte und einige Gewissensscrupel fühlte, »belieben Sie einen Preis zu bestimmen, ich werde bezahlen, was Sie verlangen.«

»Mich kann kein Preis anlocken,« sagte der Käufer, »ich bin, Gott sey Dank, so reich, daß ich nicht nöthig habe meine Hunde zu verkaufen. Ueberdies ist mir dieser Hund gar nicht feil; an ihn knüpfen sich theure Erinnerungen und ich versichere, daß ich seit fünfzehn Monaten wo ich ihn im Walde von Boulogne verlor, täglich an ihn gedacht habe. Ich habe ihn wiedergefunden und behalte ihn.«

»Sie wollen Black behalten! das ist unmöglich!« eiferte

der Chevalier, den diese entschiedene Antwort in Harnisch brachte. »Der Hund ist mein und ich werde nöthigenfalls mein Leben opfern, um wieder in seinen Besitz zu gelangen.«

»Mein Herr,« erwiederte der Käufer mit finsterer Miene, »ich habe einiges Mitleid mit Ihrem Gemüthszustande, den ich für einen Anfall von gelindem Wahnsinn halten zu müssen glaube, aber ich muß Ihnen erklären, daß Sie mich langweilen.«

»Es gilt mir gleich, ob ich Sie langweile oder nicht,« antwortete der Chevalier, der nach und nach wieder in seine gestrige kauflustige Stimmung kam; »ich habe morgen ein Duell, und da ich einmal im Zuge bin, so werde ich mich durch die Aussicht auf einen zweiten Gang nicht abschrecken lassen. Ich will meinen Hund haben.«

Diese letzten Worte sprach der Chevalier sehr laut und entschlossen.

»O, schreien Sie nicht so!« erwiederte der Gegner mit großer Ruhe. »Sehen Sie nur, das Publicum versammelt sich schon um uns, und für einen Mann in Ihrem Alter ist es nicht schicklich, sich so zur Schau zu stellen. Hier ist meine Karte; in einer Stunde bin ich zu Hause; ich hoffe, daß Sie dann etwas gelassener seyn werden, und ich erwarte Sie, um die Sache in Ordnung zu bringen, wie es Ihnen beliebt.«

»Gut, in einer Stunde.«

Der Unbekannte verneigte sich mit kalter Höflichkeit und entfernte sich mit Black, der in Bezug auf den Besitz keine Prioritätsansprüche gelten zu lassen schien, denn er ging willig mit, indem er dem Chevalier de la Graverie einen Blick zuwarf, der diesem wie ein Pfeil ins Herz drang.

Als der Chevalier endlich Black und dessen Herrn aus

den Augen verloren hatte, warf er einen Blick auf die Karte, die er in der Hand hielt, und las:

J. B. Chartier, Handelsmann,
Rue des-Trois-Frères, Nr. 22.

»Ei, den Namen habe ich schon irgendwo gesehen,« dachte der Chevalier, während er auf den Fiakerstand zuging. »Mein Kopf ist mir hier in Paris so verwirrt geworden, daß mir wirklich um mein Gedächtniß bange wird. Der Hund hat mir schon viel Verdruß gemacht, aber weit mehr Kummer würde mir sein Verlust machen. Dieser fatale Vorfall verheißt mir auf morgen nichts Gutes.«

Ein leerer Fiaker fuhr eben vorüber; der Chevalier winkte, der Kutscher hielt an.

Pierre Morteau öffnete zuvorkommend den Schlag.

»Ah, da seyd Ihr ja, mein Freund,« sagte der Chevalier; »ich hatte gar nicht mehr an Euch gedacht. Der Mensch ist doch ein undankbares Geschöpf!«

Er nahm drei bis vier Louisdor aus der Tasche und wollte sie seinem treuen Begleiter geben.

Aber Pierre Marteau schüttelte den Kopf.

»Ist's nicht genug?« sagte der Chevalier. »Kommt mit mir in den Gasthof, ich werde Euch mehr geben.«

»O, das meine ich nicht, Monsieur.«

»Was meint Ihr denn?«

»Ich meine, daß ich Ihnen noch nützlich seyn kann, wär's auch nur, um nöthigenfalls zu bezeugen, daß der Hund Ihnen gehört und daß Sie ihn auf dem Boulevard des Italiens am Riemen führten, als er ihnen gestohlen wurde.«

»Es ist wahr. Kommt nur mit mir. Ein braver Mann ist immer nützlich, und wenn Ihr mir diesen Dienst nicht erweisen könnt, so findet sich vielleicht eine andere Gelegenheit, mir nützlich zu seyn. Aber wo wollt Ihr sitzen?«

»Bei dem Kutscher.«

»Gut, so steigt auf, mein Freund.«

Dann sagte er, wie mit sich selbst redend, als ob er sich in eine martialische Stimmung versetzen wollte:

»Ja, ja, ich muß Black wieder haben, und wenn ich mich mit diesem Chartier übers Schnupftuch schießen sollte! Und Du wirst mich nicht im Stich lassen, armer Dumesnil, ich setze ja für Dich mein Leben aufs Spiel!«

Pierre Morteau hatte inzwischen die Wagenthür wieder geschlossen und neben dem Kutscher Platz genommen.

»Wohin soll ich fahren?« fragte der Letztere.

»Rue des-Trois-Frères Nr. 22,« antwortete der Chevalier.

Der Fiaker fuhr ab.

X.

Wo der Chevalier, nachdem er seinen Hund wiedererkannt, einen Freund findet.

Der Chevalier de la Graverie war in sehr düsterer Stimmung, als er das Haus seines Gegners betrat.

Herr Chartier war eben nach Hause gekommen.

Der Chevalier erkundigte sich bei dem Hausmeister nach Black. Der Hausmeister hatte nicht die Ehre, Black zu kennen, aber Herr Chartier war mit einem unbekannten Hunde nach Hause gekommen. Dieser Hund war ein prächtiger, glänzend schwarzer Jagdhund. Mehr wollte der Chevalier nicht wissen.

Herr Chartier bewohnte den zweiten Stock eines sehr schönen Hauses.

Der Chevalier eilte die Treppe hinauf, in der Erwartung, Black wieder zu sehen und auf Worte sinnend, welche das Herz des frühern Eigenthümers erweichen könnten. Dieses Herz schien ihm übrigens nach dem jüngst erlebten Vorfall ziemlich hart.

Auf der Treppe fragte er sich, ob es nicht gut sey, dem obgenannten J. B. Chartier seine absonderlichen Vermuthungen hinsichtlich der hier aller Wahrscheinlichkeit nach stattgefundenen Seelenwanderung mitzutheilen und ganz offen zu

gestehen, daß sein Herzensfreund Black einst einen Degen an der Seite und Capitänsepauletten getragen habe.

Er läutete an der Thür des zweiten Stockes, ohne einen festen Entschluß gefaßt zu haben, und indem er sich zum zehnten Male fragte: »Wo habe ich doch den Namen Chartier gesehen?«

Herr Chartier war wirklich eben nach Hause gekommen.

Es war zehn Uhr, die stets pünktlich eingehaltene Frühstücksstunde, und er hatte sich sogleich zu Tische gesetzt.

Aber ehe er sich setzte, hatte er ausdrücklich befohlen, einen kleinen beleibten Mann von etwa fünfzig Jahren, mit einem rothen Bande im Knopfloch, der bald nach ihm fragen werde, in den Salon zu führen.

Diese Personsbeschreibung paßte so gut auf den Chevalier, daß der Bediente, welcher die Thür öffnete, ohne seine Anrede abzuwarten, sagte:

»Ah, da ist ja der Herr, den Monsieur erwartet.«

»Ja, ich bin's,« sagte der Chevalier.

»Ich soll Sie in den Salon führen,« setzte der Bediente hinzu, »und Monsieur, der beim Frühstück sitzt, sogleich in Kenntniß setzen.«

Der Chevalier hatte noch nicht gefrühstückt, er hatte so viel zu denken, daß er diese Mahlzeit, die ihm sonst keineswegs gleichgiltig war, ganz vergessen hatte. Er war übrigens tief durchdrungen von der gastronomischen Moral, welche jede Störung in dem wichtigen Geschäft der Magenbefriedigung verbietet, und antwortete mit instinctartiger Höflichkeit:

»Gut, gut — ich will Herrn Chartier nicht stören, ich werde im Salon warten.«

Der Bediente führte den Chevalier in das bezeichnete

Zimmer und meldete seinem Herrn die Ankunft des erwarteten Fremden. Er unterließ auch nicht, dessen Worte zu wiederholen, welche der zu den Füßen seines neuen Herrn liegende Black mit großer Aufmerksamkeit anzuhören schien.

Unterdessen trat der Chevalier an das Camin, in welchem ein gutes Feuer brannte, und während er sich die Waden wärmte, fragte er sich zum eilften Male:

»Wo in aller Welt habe ich doch den Namen Chartier gesehen?«

In diesem Augenblicke wurde seine Aufmerksamkeit durch ein Gemälde gefesselt, welches eine deutlichere Erinnerung in ihm zu wecken schien, als der neue Eigenthümer Black's.

»Ei, siehe da,« sagte der Chevalier erstaunt, »die Rhede von Papeite!«

Er eilte auf das Gemälde zu, das seine Aufmerksamkeit in so hohem Grade fesselte.

Endlich erinnerte sich der Chevalier, wo er den Namen Chartier, der ihm so viel Kopfbrechen verursachte, gesehen hatte.

Aber kaum hatte er das Räthsel gelöst, so hörte er das Knarren einer sich aufthuenden Thür.

Er sah sich um und bemerkte Herrn Chartier.

Jetzt erinnerte er sich nicht nur des Namens, sondern auch des Gesichtes.

Er warf seinen Hut auf den Teppich, eilte auf den Herrn vom Hause zu und faßte seine beiden Hände.

»Herr Chartier,« sagte er, »nicht wahr, Sie sind in Tahiti gewesen.«

»Ja wohl,« erwiederte Chartier, ganz erstaunt über

diese veränderte Stimmung bei einem Manne, den er bereits als seinen Gegner betrachtete.

»Sie waren dort im Jahre 18**, am Bord der Corvette »Dauphin?«

»Ja.«

»Das gelbe Fieber war am Bord des Schiffes ausgebrochen —«

»Ja.«

»Am achten August ließ sich ein großer hagerer Mann von fünfzig Jahren, mit einem schwarzen Schnurbart und etwas grauen Haaren an Bord des »Dauphin« führen und wurde angesteckt.«

»Ja wohl, der Capitän Dumesnil.«

»Ganz recht, Dumesnil! — Ich irre mich nicht, Sie haben Dumesnil gekannt.«

»Allerdings, er war mein bester Freund.«

»Nein, nein — sein bester Freund war ich, und ich schätze mir's zur Ehre. Ja, sacrédié! es gibt eine Vorsehung,« sagte der Chevalier tief bewegt, mit einem ihm unwillkürlich entschlüpfenden Fluch.

»Ich habe es immer geglaubt,« erwiederte Chartier lächelnd.

»Kommen Sie in meine Arme!« sagte der Chevalier und schlang einen Arm um den Hals des Mannes, dem er zehn Minuten vorher das Lebenslicht ausblasen wollte.

»Ich bin zufrieden,« sagte Chartier mit einer Ruhe, welche gegen die aufgeregte Stimmung des Chevaliers sehr abstach; »umarmen Sie mich einmal, zweimal, wenn Sie wollen; dann aber haben Sie die Güte sich zu erklären, denn

nach Allem was bis jetzt vorgegangen ist, habe ich wirklich Lust, einen meiner Commis zu rufen und Sie nach Charenton bringen zu lassen.«

»Sie haben das Recht dazu,« erwiederte der Chevalier, »denn ich bin ganz von Sinnen — aber nur die Freude hat mich so verwirrt gemacht. Uebrigens läßt sich die Sache mit wenigen Worten aufklären.«

»Dann bitte ich um diese Aufklärung.«

»Ich bin der Chevalier de la Graverie —«

»Der Chevalier de la Graverie!« erwiederte Chartier, der zum ersten Male seine gewohnte Kälte ablegte.

»Ja! ja!«

»Der Passagier, der nach dem Tode des armen Dumesnil an Bord des »Dauphin« kam?«

»Ja, derselbe, der mit Ihnen die Reise bis nach Valparaiso machte. Dort verließen Sie die Corvette, auf deren Verdeck ich wegen der Seekrankheit nur ein- oder zweimal kommen konnte.«

»Und ich nahm den damals noch ganz kleinen Black und seine Mutter mit. Jetzt sehen Sie, daß ich die Wahrheit gesagt habe.«

»Ja wohl — aber jetzt lassen Sie uns von etwas Anderem reden.«

»Wovon Sie wollen.«

»Erinnert Sie mein Name nicht an etwas Anderes?«

»O ja.«

»Erinnert er Sie nicht an das Packet, welches Ihnen Dumesnil an Bord brachte, und an die Person, an welche dieses Packet adressirt war?«

»An Madame de la Graverie.«

»Mathilde!«

»Leider, Herr Chevalier,« antwortete Chartier, »konnte ich diesen Theil des übernommenen Auftrages nicht in Ausführung bringen. Ich hatte die Absicht gehabt, geradeswegs nach Frankreich zurückzureisen. In Valparaiso blieb ich länger, als ich beabsichtigt hatte; dann ging ich an Bord eines Schiffes, welches den Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung nahm, und als ich nach Frankreich kam, war Madame la Graverie schon todt.«

»Wissen Sie denn nichts Näheres über ihren Tod und über das von ihr hinterlassene Kind?«

»Wenig, aber was ich erfahren habe, will ich Ihnen sagen.«

»O! ich bitte Sie!« sagte der Chevalier, die Hände faltend.

»Es wird Ihnen bekannt seyn, daß Ihr Bruder verlangt hatte, sie solle das Kind, dessen Geburt zu erwarten war, nicht anerkennen. Sie gebar eine Tochter —«

»Ganz richtig, eine Tochter.«

»Die in der Taufe den Namen Therese erhielt.«

»Therese! wissen Sie das gewiß?«

»Ganz gewiß, Herr Chevalier.«

»Weiter! weiter! ich bin ganz Ohr,« sagte der Chevalier, der den Erzähler mit gespannter Aufmerksamkeit ansah.

»Das Kind wurde einer Frau, Namens —«

Chartier konnte sich nicht entsinnen.

»Sie hieß Denniée,« sagte der Chevalier, dem Gedächtniß des Erzählers zu Hilfe kommend.

„Ganz richtig, so hieß sie. Aber ich suchte sie vergebens, ich konnte nicht die mindeste Spur von ihr entdecken.“

„Ich habe sie gefunden,“ sagte der Chevalier.

„Wen?“

„Therese.“

„Wie! Therese haben Sie gefunden?“

„Ja, und mit Hilfe der Aufschlüsse, die ich von Ihnen erhalten, hoffe ich sie bald meine Tochter nennen zu können.“

„Ihre Tochter?“

„Allerdings.“

„Aber mich dünkt doch —“

Chartier hielt inne, er sah ein, daß er sich auf ein gefährliches Terrain wagte.

Der Chevalier errieth seine Gedanken.

„Sie sind erstaunt,“ sagte er mit wehmüthigem Lächeln; „aber eine Beleidigung, die der Tod gesühnt, soll man vergessen. Ueberdies gestehe ich Ihnen, mein lieber Herr, daß ich sieben lange Jahre in selbstsüchtiger Abgeschlossenheit gelebt habe; als ich älter wurde, fühlte ich das Bedürfniß, mich an ein befreundetes Wesen anzuschließen: ich begann einen Hund als Freund zu betrachten, und nun will ich meine letzten Lebenstage dem Glücke eines Kindes widmen. Denken Sie nach, lieber Herr Chartier: haben Sie irgend einen Beweis, auf welchen wir die Geburt des Mädchens gründen könnten?“

„Allerdings, wenn Sie beweisen können, daß es dasselbe Kind ist, welches der Frau Denniée anvertraut wurde. Ich besitze eine Schrift, dieselbe, die mir der arme Dumesnil auf das Schiff brachte, indem er mir Mutter und Kind empfahl. Diese Schrift, welche ihm Madame de la Graverie zugeschickt,

war auf den Rath des sie behandelnden Arztes verfaßt worden; es wird darin bestätigt, daß das Kind, welches in der Taufe die Namen Therese Delphine Margarethe erhielt, ihre Tochter wär.«

»Und folglich die meinige!« setzte der Chevalier frohlockend hinzu. »Pater is est quem nuptiae demonstrant.«

Nie ist wohl dieser Grundsatz, der so manchen Mann mit Aerger erfüllt hat, mit größerer Freude geltend gemacht worden.

Der Chevalier de la Graverie hielt sich nun für verpflichtet, Herrn Chartier mit der Stellung der Personen, die seit einiger Zeit in seinem Leben eine Rolle gespielt, bekannt zu machen.

Er beschloß seine Erzählung mit der Schilderung der gestrigen Vorgänge.

Chartier vernahm mit Erstaunen und Mißfallen das Duell, welches am andern Morgen stattfinden sollte, und bot Alles auf, um dem Chevalier davon abzurathen.

Aber der Anblick Black's und die kleine Aufregung, die der Chevalier vor einer Stunde gehabt, hatte ihm wieder Muth gemacht.

»Nein, mein lieber Herr,« sagte er, »nein, nein, ich bin unerschütterlich. Ich war schon entschlossen mich zu schlagen, als ich über Theresens Geburt nur noch Vermuthungen hatte: jetzt weiß ich gewiß, daß sie Mathildens Tochter ist, und ich würde um ihretwillen tausend Gefahren trotzbieten. Es ist auch Egoismus, ich bin immer ein Egoist gewesen, und werde es bis an mein Ende bleiben. Fürwahr,« setzte der Chevalier hinzu und deutete auf Black, der ebenfalls in den

Salon gekommen war und den Kopf auf seine Knie gelegt hatte, »ich habe in den Schmerzen, die ich für meine einzigen Freunde erduldet, einen Genuß gefunden, und auch der Tod wird mir süß seyn.«

»Nun, da Ihr Entschluß so fest steht, lieber Chevalier,« antwortete Chartier, »so erweisen Sie mir die Ehre, mich zum Secundanten zu nehmen.«

»Ich wollte Sie darum bitten,« erwiederte der Chevalier erfreut.

»Dann sind wir ja einverstanden.«

»Ja wohl, und wir haben keine Minute zu verlieren.«

»Wie so?«

»Die Zeugen meines Gegners werden zwischen zwölf und ein Uhr auf der Terrasse des Feuillants warten, um sich mit den meinigen zu verständigen.«

Der Chevalier zog seine Uhr.

»Es ist halb eilf.«

»Sie sehen, daß wir Zeit haben.«

»Das ist wahr — aber ich habe noch nicht gefrühstückt.«

»Ich würde Sie einladen an meinem Frühstücke Theil zu nehmen, aber ich muß noch einen Freund aufsuchen.«

»Warum denn?«

»Um die Bedingungen des Kampfes zu verabreden.«

»Ich habe bereits einen zweiten Freund; aber er soll aus wichtigen Gründen meinen Gegner und dessen Zeugen erst auf dem Kampfplatze sehen; ich ersuche Sie daher, die Sache allein abzuthun.«

»Haben Sie mir noch etwas aufzutragen?«

»Nein.«

»Aber wenn unser Gegner uns die Wahl der Waffen läßt?«

»Dann lehnen Sie es ab — er ist der Beleidigte, ich will mir kein Zugeständniß machen lassen.«

»Geben Sie denn keiner Waffe den Vorzug?«

»O nein, ich habe gegen alle einen Abscheu.«

»Aber Sie können doch fechten und mit dem Pistol schießen?«

»Ja, mein armer Dumesnil hat mich, trotz meines Widerstrebens, darin unterrichtet.«

»Und Sie haben's zu einiger Fertigkeit gebracht?«

»Sie kennen doch die kleinen, grünen Papageien mit den orangefarbenen Köpfen, die sich auf allen Südseeinseln finden?«

»Ja wohl.«

»Von diesen kleinen Papageien, die etwas größer als unsere Sperlinge sind, schoß ich regelmäßig zwei unter dreien vom Baume herunter.«

»Das ist schon recht hübsch; Dumesnil fehlte freilich nie. Und mit dem Degen?«

»Mit dem Degen kann ich nur pariren, aber ich parire sehr gut.«

»Das ist nicht genug.«

»Und einen Stoß — einen einzigen habe ich gründlich gelernt —«

»Ich weiß schon; diesen Stoß hat mir Dumesnil zehnmal hintereinander beigebracht. Dieser Stoß, rasch und sicher geführt, genügt; ich fürchte nichts mehr für Sie.«

»Ich auch nicht — aber unter einer Bedingung.«

»Reden Sie.«

»Erlauben Sie, daß Black uns auf den Kampfplatz begleite, lieber Herr Chartier. Ich bin sehr abergläubig, und ich denke, seine Anwesenheit müsse mir Glück bringen.«

»Nicht nur morgen, sondern immer, lieber Chevalier. Es freut mich, Ihnen diesen Hund, der Ihnen so lieb ist, anbieten zu können.«

»Tausend Dank!« erwiederte der Chevalier, dessen Augen sich mit Thränen füllten. »Sie können sich denken, welch ein werthvolles Geschenk Sie mir machen — Black ist für mich kein Thier,« setzte er hinzu und sah bald Black und bald seinen neuen Freund an. »Black! lieber Black!«

Black schmiegte sich, vor Freude winselnd, an den Chevalier.

»Jetzt sey nur ruhig, armer Dumesnil,« sagte Dieudonné, die Liebkosungen Black's erwiedernd, »nichts soll uns jetzt mehr trennen — es müßte denn eine Pistolenkugel oder ein Degenstich —«

Aber Black sprang freudig bellend im Zimmer umher, und der Chevalier, der an Vorbedeutungen glaubte, faßte die Hand Chartier's und sagte mit heiterer, fast übermüthiger Laune:

»Mich dünkt, lieber Freund, Sie sprachen von einem uns erwartenden Frühstück.«

»Ja wohl, ich mache mir ein Vergnügen daraus, Sie als meinen Gast zu sehen.«

»Dann zu Tisch! Es lebe die Freude!«

Chartier sah den Chevalier erstaunt an, aber er begann sich den Sonderbarkeiten seines neuen Freundes zu fügen und stimmte in den Ton desselben mit ein.

Der Chevalier ließ sich das Gabelfrühstück vortrefflich schmecken; seit dem Tage, an welchem er Marianne fortgeschickt, hatte er nicht so gut gespeist.

Als er fortging, fand er den Fiaker an der Thür. Der brave Pierre Marteau saß auf dem Bock und verzehrte eben den letzten Bissen eines einfachen, aber gewiß nicht schlechter mundenden Frühstücks, welches von dem Wurstmacher gegenüber und von dem Schenkwirthe an der Ecke geliefert worden war.

»Aha!« sagte er, als er den Chevalier und Herrn Chartier Arm in Arm aus dem Hause kommen und Black hinter ihnen hergehen sah, »es scheint ja Alles gut zu gehen?«

»Ja wohl, mein Freund,« antwortete der Chevalier, »und damit Alles auch gut ende, werdet Ihr mich in den Gasthof begleiten, wo wir abrechnen können.«

»O! es ist nicht der Mühe werth, mein lieber Herr; Sie haben Credit bei mir.«

»Aber wenn ich morgen ins Gras beiße?«

»Sie schlagen sich ja nicht.«

»Mit diesem Herrn allerdings nicht,« erwiederte der Chevalier, sich in die Brust werfend, »aber mit einem andern.«

»Wirklich!« sagte Pierre Marteau erstaunt. »Aufrichtig gesagt, ich hätte Sie nicht für so rauflustig gehalten. Aber zum Glück werden Sie bis dahin schlafen, und die Nacht bringt Rath.«

Der Chevalier stieg in den Fiaker, wo ihn Chartier bereits erwartete. Black, der vielleicht ein neues Mißverständniß fürchtete, sprang erst nach dem Chevalier hinein. Pierre

Marteau schloß die Wagenthür und nahm seinen Platz neben dem Kutscher wieder ein.

Als der Fiaker in der Rivolistraße vor dem Hôtel de Londres anhielt, begegneten sich zwei Offiziere, von verschiedenen Seiten kommend, auf der Terrasse des Feuillants.

»Dort sind meine Leute,« sagte der Chevalier; »lassen Sie nicht auf sich warten, lieber Herr Chartier, und geben Sie nicht nach.«

Chartier gab ihm durch einen Wink zu verstehen, daß er mit ihm zufrieden seyn solle, während sich der Chevalier mit Pierre Marteau in sein Zimmer begab.

Vor Allem wurde Black wieder auf die Polster gebettet. Dann nahm der Chevalier aus dem Schubfache des Secretärs eine kleine, ziemlich abgenutzte Brieftasche von rothem Maroquin, zog ein durchsichtiges Stückchen Papier heraus und reichte es Pierre Marteau.

Dieser faltete es etwas zögernd aus einander, und ungeachtet seiner geringen Bekanntschaft mit Banknoten erkannte er doch das Stückchen Papier für eine solche.

»Aha! der Name Garat steht darauf,« sagte er; »diese Unterschrift wird am leichtesten und billigsten escomptirt. Wie viel habe ich Ihnen darauf herauszugeben, Monsieur?«

»Nichts,« antwortete der Chevalier; »ich habe Euch fünfhundert Francs versprochen, wenn ich meinen Hund wiederfände: ich habe ihn wiedergefunden und hier ist das Geld.«

»Für mich? Für mich ganz allein? — Machen Sie keinen Spaß, so ein Schreck fährt Einem in die Glieder, wenn's hernach nichts ist.«

»Diese Banknote gehört Euch, mein Freund,« sagte der Chevalier; »behaltet sie.«

Pierre Marteau kratzte sich hinter dem Ohr.

»Sie geben's mir doch gern?« fragte er.

»Ja, von Herzen gern.«

»Geben Sie mir nicht auch Ihre Hand?«

»Warum nicht? Beide Hände, wenn es Euch Freude macht.«

Er reichte dem Proletarier beide Hände.

Pierre Marteau hielt die zarten Hände des Chevaliers eine kleine Weile in seinen schwieligen Fäusten; er ließ sie los, um eine aus seinen Augen hervorquellende Thräne abzuwischen.

»Monsieur,« sagte er, »der Pfarrer von St. Elisabeth soll morgen Früh eine Messe für Sie lesen, damit Ihnen bei Ihrem Duell kein Unglück geschehe.«

Pierre Marteau entfernte sich, ohne die Antwort seines Wohlthäters abzuwarten.

Der Chevalier wischte sich ebenfalls die Augen; dann öffnete er das Fenster und versuchte ein Liedchen zu pfeifen.

Er sah Chartier in eifrigem Gespräch mit den beiden Zeugen Gratiens d'Elbène.

XI.

Wo viele unserer Leser mit Vergnügen sehen werden, daß Polichinelle am Ende doch — den Teufel holt.

Der Chevalier de la Graverie schlief in der folgenden Nacht so gut wie Napoleon vor der Schlacht bei Austerlitz.

Er hatte freilich seinen Freund Dumesnil in der Gestalt Black's bei sich.

Am andern Morgen um sieben Uhr war er mit Hilfe eines Friseurs auf das vollständigste adonisirt. Er ging ruhig und fast heiter im Zimmer auf und ab.

Black schien seelenvergnügt, beinahe ausgelassen.

Der Chevalier dachte freilich nicht im mindesten an sein Duell und er hatte sich keineswegs aus Höflichkeit gegen Gratien d'Elbène rasiren und frisiren lassen. Er dachte an Therese, die er zu sich nach Paris beschieden hatte, und um ihretwillen hatte er so große Sorgfalt auf seine Toilette verwendet.

Er hatte an Chartier und an Henri d'Elbène geschrieben, daß er Therese auf Grund der von Madame de la Graverie hinterlassenen Schrift zu seiner einzigen Erbin einsetze.

Er dachte, mit welcher Freude Therese erfahren werde, daß sie seine Tochter sey; denn er war entschlossen, diese

Freude in keiner Weise zu trüben, am allerwenigsten aber mit der Tochter von den Verirrungen der Mutter zu sprechen.

Er hatte sich sogar vorgenommen, die lange Verlassenheit der armen Waise nöthigenfalls sich selbst zur Last zu legen.

Um ein Viertel auf acht wurde an die Thür geklopft.

Es war Henri d'Elbène.

Der Chevalier warf einen forschenden Blick auf den jungen Mann und erkannte an der Heiterkeit seines Gesichts, daß er nicht wußte wer der Gegner des Chevaliers war.

»Sie sehen, Chevalier,« sagte Henri d'Elbène mit echt cavaliermäßiger Höflichkeit, »daß ich Wort halte und bereit bin, Ihnen den versprochenen Dienst zu leisten.«

Der Chevalier fühlte einige Gewissensbisse. War es recht von ihm, Henri zum Secundanten gegen Gratien zu nehmen und einen Bruder dem andern in einem mörderischen Kampfe gegenüberzustellen?

Er antwortete daher mit einiger Verstimmung:

»Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Pünktlichkeit, Herr Baron, und für diesen Beweis Ihrer Theilnahme; aber ich gestehe aufrichtig, daß ich lieber gesehen hätte, wenn Sie ausgeblieben wären.«

»Warum denn, Chevalier?« fragte der Baron erstaunt.

»Weil meine Ehrensache Sie viel näher angeht, als Sie ahnen können.«

»Was meinen Sie?«

Der Chevalier legte eine Hand auf die Schulter des jungen Mannes und sagte ernst:

»Sie haben mir, troß der großen Verschiedenheit unsers Alters, durch Ihren festen vorurtheilsfreien Charakter und Ihr edles Gemüth eine aufrichtige Achtung, ja eine innige Zuneigung eingeflößt. Aber ich bin weder durch Achtung noch Freundschaft bewogen worden, Ihnen vorgestern jene vertrauliche Mittheilung zu machen.«

»Aus welchem andern Grunde haben Sie es denn gethan, Herr Chevalier?«

»Hören Sie. Es ist besser, daß Sie es nicht erfahren; es ist besser, daß Sie mich verlassen, so lange es noch Zeit ist, ohne mich zu begleiten. Ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück; je länger ich darüber nachdenke, desto mehr überzeuge ich mich, daß es nicht nur vernünftig, sondern ehrenhaft, rücksichtsvoll ist, so zu handeln. Das arme Mädchen, das Sie geliebt haben, das Sie noch nicht vergessen hat, könnte mir zürnen, daß ich Sie als ein Werkzeug der Strafe benutzt —«

»Was bedeutet diese Geheimnißkrämerei, Herr Chevalier?« fragte Henri d'Elbène. »Ich beschwöre Sie, reden Sie: wen meinen Sie? Sie sprechen von einem Mädchen, das ich geliebt habe, das mich noch liebt — ich habe in meinem Leben nur Eine geliebt, und diese ist —«

Henri d'Elbène stockte, aber der Chevalier setzte hinzu:

»Therese, nicht wahr?

»Wie ist Ihnen der Name Therese bekannt geworden? Woher wissen Sie, daß ich Therese geliebt habe?« fragte der junge Baron überrascht.

»Therese ist meine Tochter, meine einzige Tochter, mein geliebtes Kind — und der Verführer, der seine Aehnlichkeit mit seinem Bruder mißbraucht hat, ist Ihr Bruder!«

»Gratien?«

»Ja.«

»Sie schlagen sich also mit meinem Bruder?«

Der Chevalier schwieg, sein Stillschweigen war eine genügende Antwort.

»O, der Elende!« sagte Henri d'Elbène, indem er beide Hände auf das Gesicht drückte. »Aber,« setzte er nach einer Pause hinzu, »wie konnte er sich entschließen, sich mit dem Vater der Verführten schlagen zu wollen?«

»Er weiß nicht, daß ich Thereseus Vater bin, überdies habe ich ihn dergestalt beleidigt, daß ihm keine Wahl blieb.«

»O mein Gott! mein Gott!« sagte Henri d'Elbène.

»Fassen Sie sich, Freund,« tröstete der Chevalier; »dieses Versprechen habe ich Ihnen zurückgegeben, nur auf das andere will ich noch zählen.«

Henri d'Elbène nickte zustimmend.

»Es ist wahrscheinlich, daß ich falle,« fuhr der Chevalier mit Wehmuth fort; »wenn ich falle, so hinterlasse ich Ihrer Sorge mein einziges Kind, meine Therese. Trösten Sie sie, stehen Sie ihr schützend zur Seite. Herr Chartier, dessen Adresse ich Ihnen hier übermache, wird Ihnen die Mittel liefern, Ihre Ansprüche an mein Vermögen zu begründen.«

»Nein, Herr Chevalier, nein!« erwiederte Henri d'Elbène nach einem innern Kampfe. »Die Stimme des Gewissens läßt sich nicht durch Trugschlüsse beschwichtigen; eine Handlung, die ich bei einem Andern schlecht nenne, kann ich bei meinem Bruder nicht entschuldigen; ich verlasse Sie nicht. Wenn Ihr Gegner ein Anderer wäre, so möchte ich Ihren Platz einnehmen können, denn er hat mich weit mehr beleidigt

als Sie. Aber ich will durch meine Gegenwart beweisen, wie tief ich seine That verabscheue. Wenn Sie die Bestrafung übernehmen, so will ich die Reue in dem Herzen des Sünders zu wecken suchen. Kommen Sie, Herr Chevalier.«

»Dieser Entschluß ist ein Beweis Ihrer Hochherzigkeit, junger Freund. Aber ich gebe Ihnen nochmals zu bedenken, daß eine Aussöhnung unmöglich ist, da ich Ihren Bruder zu schwer beleidigt habe.«

»Wenn ich frei wäre,« sagte Henri d'Elbène, »so sollte Therese glücklich werden, obgleich — o, es ist schrecklich! ein Bruder! — Aber wir waren schon als Kinder einander an Charakter so unähnlich, wie wir uns in unseren Gesichtszügen ähnlich waren. Er lebt in Saus und Braus, ich liebe die Eingezogenheit. Seit seiner Rückkehr nach Paris habe ich ihn kaum gesehen — doch ich spreche von Dingen, die nicht zur Sache gehören, ich entschuldige mich gewissermaßen bei Ihnen wegen des von einem Andern begangenen Unrechts. Wenn Sie Therese wiedersehen, sagen Sie ihr, daß der Mann, der sie so innig geliebt, der sie noch liebt, seinen Vater in jenem entscheidenden Augenblicke nicht verlassen wollte, obgleich es ihm das Herz zerriß.«

Der Chevalier reichte seinem jungen Freunde die Hand.

»Es ist Zeit, lieber Baron,« sagte er, auf die Tischuhr sehend, »es ist meine erste Ehrensache, und ich habe nicht das Recht, auf mich warten zu lassen. Kommen Sie — komm, Black!«

»Nehmen Sie denn Ihren Hund mit?«

»Allerdings. Auf einem solchen Gange soll mich mein bester, ältester Freund nicht verlassen. Ach, wenn er noch lebte, der arme Dumesnil!«

Henri d'Elbène sah den Chevalier erstaunt an.

»Achten Sie nicht auf mein Geschwätz,« sagte dieser; »ich verstehe mich.«

Auf der Treppe begegnete ihnen Chartier, der in seiner geschlossenen, mit zwei guten Pferden bespannten Calesche gekommen war.

Sie stiegen ein.

»Nach Chatou!« sagte Chartier zum Kutscher.

Der Chevalier stellte die beiden Secundanten einander vor.

»Was haben Sie mit den Secundanten unseres Gegners verabredet?« fragte Henri d'Elbène; »ich wünsche von Allem unterrichtet zu seyn.«

»Es ist Alles genau bestimmt,« antwortete Chartier; »die Herren stellen sich dreißig Schritte, jeder mit einem geladenen Pistol in der Hand, von einander auf; jeder kann fünf Schritte vortreten und nach Belieben schießen.«

»Sind Sie im Pistolenschießen geübt?« fragte Henri den Chevalier mit Besorgniß.

»O ja, so ziemlich — ich habe es von Dumesnil gelernt,« antwortete der Chevalier, indem er die Ohren seines Hundes streichelte.

»Ja, in Amerika hat der Chevalier zwei kleine Papageien von dreien getroffen,« sagte Chartier, der nicht wußte, wie nahe der junge Baron dem Gegner stand; »ein Mann bietet eine mindestens viermal größere Fläche als ein Papagei; Sie sehen also, daß wir einige Aussicht auf Erfolg haben.«

Der Chevalier bemerkte das finstere Gesicht Henri's und faßte seine Hand.

»Armer Freund,« sagte er, »wenn ich nicht Therese zu trösten hätte, so würde ich Ihnen sagen: fürchten Sie nichts für meinen Gegner!«

»Thun Sie Ihre Pflicht, Chevalier,« erwiederte Henri d'Elbène; »mein Leben war ohnedies schon freudenlos; ich habe Zerstreuung in den Studien gesucht. Was auch geschehen möge, es wird künftig noch trauriger seyn; aber ich werde Gott bitten, meinen Leiden bald ein Ende zu machen.«

Chartier wollte trotz seiner Zurückhaltung eine Frage thun, aber der Chevalier winkte ihm Stillschweigen zu.

Der Kutscher hielt an der von seinem Herrn bezeichneten Stelle, gegenüber der Insel Bougival.

Ein zweiter bereits haltender Wagen bewies, daß der Gegner des Chevaliers schon da war.

Als der Letztere mit seinen beiden Secundanten in dem Kahne zur Insel hinüberfuhr, bemerkten sie unter den Bäumen die dunkeln Umrisse der drei Offiziere.

Alle drei waren in Civilkleidern.

Man landete. Chartier, der voranging, trat auf Louville zu, der, seine Cigarre rauchend, auf dem noch vorhandenen steinernen Tische saß.

»Entschuldigen Sie, daß wir Sie warten ließen,« sagte er, seine Uhr hervorziehend, »aber Sie sehen, wir haben uns nicht verspätet, es fehlen noch fünf Minuten an neun Uhr.«

Die Thurmuhr zu Chatou, die fünf Minuten früher ging als die Taschenuhr Chartier's, schlug eben neun.

»Sie haben nicht Ursache sich zu entschuldigen,« erwiederte Louville, »Sie sind vielmehr pünktlich wie eine Sonnenuhr. Uebrigens haben wir die Zeit nicht unbenützt gelassen:

wir haben einen freien Platz gewählt, der eigens zum Todtmachen geschaffen zu seyn scheint. Die Regelmäßigkeit der umstehenden Pappeln wird vielleicht den Herren das Zielen allzusehr erleichtern und die beiderseitige Gefahr erhöhen; aber sie sind ja nicht gekommen, um sich mit Kirschenkernen zu werfen, und da wir nichts Besseres finden konnten, so hoffe ich, daß Sie unsere Wahl billigen werden.«

Chartier verneigte sich zum Zeichen seiner Zustimmung. Inzwischen kam Henri d'Elbène Arm in Arm mit dem Chevalier.

Gratien bemerkte seinen Bruder und wurde leichenblaß, aber er redete ihn nicht an.

Die kleine Gruppe ging schweigend auf die von dem jungen Offizier erwähnte lichte Stelle zu.

»Armer Freund,« sagte der Chevalier zu Henri d'Elbène »es thut mir unendlich leid, Sie hier zu sehen.«

»Daran dürfen Sie nicht denken,« antwortete Henri. »Sie müssen an sich denken, wir wollen von Ihnen sprechen.«

»O nein,« entgegnete der Chevalier, »Sie würden mir, ohne es zu wissen, einen schlechten Gefallen damit thun. Wir wollen von mir lieber gar nicht sprechen und auch so wenig wie möglich an mich denken. Ihnen kann ich's wohl gestehen, lieber Freund, ich bin nicht tapfer, oder vielmehr sehe ich nur so aus, weil ich an ganz andere Dinge denke. Als ich vorhin die grünen Futterale bemerkte, welche die Waffen enthalten, deren eine mich in zehn Minuten vielleicht ins Gras strecken wird, überlief mich ein ahnungsvoller Schauer. — Ach lieber Henri, ich habe zu Chartres ein wunderhübsches

Zimmer, das von den vor meinen Fenstern blühenden Rosen durchduftet ist und ich denke, daß ich lieber dort seyn möchte als hier. Doch still davon, wir wollen nicht daran denken. Vergessen Sie aber nicht was ich Ihnen in Bezug auf Therese —«

»Sie können sich fest darauf verlassen —«

»Versprechen Sie mir's?«

»Habe ich nöthig Ihnen etwas zu versprechen, was meinem Herzen wohl thun wird?«

»Ich glaube, wir sind schon da,« sagte der Chevalier etwas erblassend. »Der Ort scheint mir vortrefflich gewählt. Der Lieutenant Louville versteht sich auf solche Dinge besser als auf das Vergiften der Hunde — nicht wahr, Black?«

Die Secundanten standen still. Man nahm die verhängnißvollen Pistolen aus den Futteralen und Chartier und ein Offizier begannen sie zu laden.

Unterdessen gab Gratien d'Elbène dem Chevalier einen Wink, sich dem Secundanten zu nähern, und ohne seinen Bruder anzusehen, begann er:

»Meine Herren, ich bin von Herrn de la Graverie beleidigt worden; die Ehre der Uniform, die ich trage, fordert Genugthuung; allein ich glaube auf die große Verschiedenheit des Alters einige Rücksicht nehmen zu müssen: wenn er erklären will, daß er sich durch seinen Zorn zu weit hinreißen ließ, so will ich mich mit seiner Entschuldigung begnügen, wenn sie auch etwas spät kommt.«

»Ich werde mich entschuldigen,« erwiederte der Chevalier, »ich werde Sie mit Thränen um Verzeihung bitten, ich werde mich vor Ihnen in den Staub beugen, wenn Sie Ihrer

seits das Unrecht erkennen, dessen Sie sich gegen meine Tochter Therese de la Graverie schuldig gemacht und dasselbe durch eine Heirath wieder gut machen wollen.«

»Das fehlte noch!« sagte Louville.

»Schweigen Sie, mein Herr,« sagte Henri d'Elbène, indem er den jungen Offizier beim Arm faßte, »Ihre Einmischung in eine Angelegenheit, die leider ein trauriges Ende anzunehmen droht, ist für diese beiden Männer bis jetzt verderblich geworden, hier ist sie nicht nur gefährlich, sondern unziemlich.«

Dann wandte er sich zu Gratien:

»Bruder, antworte auf die an Dich gerichtete Aufforderung; Du hast zu antworten und kein Fremder.«

»Ich habe nichts zu antworten,« sagte Gratien.

»Bedenke doch —«

»Eben weil ich's bedenke, schweige ich. Wenn ich auf dem Kampfplatz die früher zurückgewiesenen Bedingungen des Chevaliers annehmen wollte, so würde man mich für feig halten.«

Eine höfliche, aber entschiedene Verbeugung begleitete diese letzten Worte, und die beiden Gegner traten zurück.

Chartier und Louville maßen nun dreißig Schritte ab; sie zeichneten mit abgebrochenen Zweigen die Stellen, bis zu denen die beiden Gegner vortreten konnten, und schickten sich an, denselben die Waffen zu reichen.

»Meine Herren,« sagte Henri d'Elbène, »versichern Sie bei Ihrer Ehre, daß die Pistolen dem Gegner des Herrn de la Graverie unbekannt sind?«

»Ja, auf Ehre!« antworteten die beiden Offiziere.

Der Eine von ihnen setzte hinzu:

»Ich habe die Pistolen von Lepage geliehen.«

»Haben sie Stechschlösser?« fragte Henri.

»Nein.«

»Es ist gut,« sagte Henri.

Die Pistolen wurden dann beiden Gegnern überreicht.

Diese stellten sich auf die bezeichneten Plätze.

Black folgte dem Chevalier und schmiegte sich an ihn. Der Chevalier warf ihm einen dankenden Blick zu.

»Jagen Sie Ihren Hund fort!« rief ihm Louville zu.

»Mein Hund verläßt mich nicht!« antwortete der Chevalier.

»Wenn er aber todtgeschossen wird —«

»Es ist nicht das erste Mal, daß er sein Leben durch seine Treue aufs Spiel setzt: Sie wissen, was ich meine, Herr Louville.«

Chartier gab dem Chevalier noch einige Weisungen, und dieser erwiederte leise:

»Sie können sich nicht vorstellen, welchen sonderbaren Eindruck es auf mich macht, auf einen Menschen schießen zu müssen! Es ist mir, als ob ich mich nie dazu entschließen könnte.«

Der Chevalier war in der That sehr blaß, sein Pistol wankte ihm in der Hand, seine bleichen Lippen zuckten krampfhaft; aber er suchte die Bewegung zu bewältigen, die sich seiner bemächtigte.

»Herr Chevalier,« sagte der zweite Secundant Gratiens, herüberkommend und ihm die Hand drückend, »Sie sind

ein wahrhaft ritterlicher Mann, Sie haben zehnmal mehr Ansprüche auf Ihren Titel als mancher Andere.«

Die Secundanten waren bereits auf die Seite getreten, als Gratien, der seit einigen Minuten sehr aufgeregt zu seyn schien, seinen Bruder zu sich winkte.

Henri eilte auf ihn zu.

Gratien führte seinen Bruder auf die Seite und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr.

Henri d'Elbène schien tief gerührt durch die Worte seines Bruders. Er schloß ihn in seine Arme und drückte ihn herzlich an seine Brust.

Dann verließ er ihn und setzte sich links vor dem Chevalier ins Gras. Er kehrte den Kämpfenden den Rücken zu, sein Kopf war auf beide Hände gestützt.

Louville fragte, ob die Gegner bereit wären.

»Ja,« antworteten Beide einstimmig.

»Achtung!« sagte Louville. »Eins — zwei — drei!«

Auf Anrathen Chartier's trat der Chevalier bei dem Worte drei rasch vor.

Gratien schoß während er vortrat.

Die Kugel des jungen Offiziers schlug durch den Rockkragen des Chevaliers, aber ohne ihm nur die Haut zu ritzen.

Henri d'Elbène sah sich rasch um. Die beiden Gegner standen einander gegenüber, das Pistol Gratiens rauchte.

Er wandte sich seufzend ab.

Der Chevalier war regungslos auf seinem Platz stehen geblieben.

»Schießen Sie doch!« riefen ihm die Secundanten zu.

Der Chevalier, der wahrscheinlich nicht recht wußte, was er that, hob sein Pistol, streckte den Arm aus und feuerte, ohne zu zielen.

»Gottes Wille geschehe!« sagte er.

Gratien d'Elbène wankte und fiel mit dem Gesicht zu Boden.

Henri sah sich um, sein Bruder lag im Grase.

Er schrie unwillkürlich auf; dann sagte er ernst und feierlich:

»Das ist wirklich Gottes Gericht!«

Alle eilten auf den Verwundeten zu. Henri hob ihn auf und hielt ihn in seinen Armen.

Der Chevalier war außer sich; er faltete die Hände und brach in Thränen aus.

Die Wunde war sehr gefährlich. Die Kugel war unter der sechsten Rippe in die Brust gedrungen und mußte die Lungen verletzt haben. Das Blut floß kaum; die Ergießung mußte in der Brusthöhle stattfinden. Der Verwundete war dem Ersticken nahe.

Chartier zog eine Lanzette aus der Tasche und öffnete ihm eine Ader. Er hatte auf seinen langen Reisen diese unter so vielen Umständen nothwendige Operation gelernt.

Der Verwundete fühlte sich nach dieser Blutentziehung leichter und athmete freier. Aber es kam ihm ein röthlicher Schaum aus dem Munde.

Man machte in der Eile eine Tragbahre und brachte ihn in den Kahn.

Unterdessen trat Henri d'Elbène, seine Bewegung gewaltsam bekämpfend, auf den Chevalier zu.

»Herr Chevalier,« sagte er zu ihm, »vor dem Beginne des Kampfes, auf welchen mein Bruder, um einem beklagenswerthen Vorurtheil zu genügen, nicht verzichten wollte, hat er mich beauftragt, für ihn um die Hand Ihrer Tochter Therese de la Graverie zu bitten.«

Der Chevalier sank dem jungen Manne in die Arme; die Gemüthsbewegungen, die so rasch auf einander gefolgt waren, ergriffen ihn so stark, daß er ohnmächtig wurde.

Als er wieder zur Besinnung kam, hatten sich die Secundanten des Verwundeten mit diesem und Henri entfernt; er war allein mit Chartier, der ihn in die flache Hand schlug, und mit Black, der ihm das Gesicht leckte.

XII.

Letztes Capitel, welches so endet wie es bei den letzten Capiteln der Romane üblich ist.

Therese war bereits angekommen, als der Chevalier wieder in den Gasthof kam. Auf seine Frage antwortete man ihm, das junge Mädchen erwarte ihn in seinem Zimmer.

Der Chevalier war so tief ergriffen, daß er nicht den Muth fühlte, ihr die Ereignisse mitzutheilen, welche auf ihr Geschick einen so entscheidenden Einfluß hatten.

Er gab seinem Freunde Chartier die nöthigen Weisungen und schob ihn in das Zimmer, während er vor der Thür wartete.

Therese war sehr erstaunt, statt des Chevalier de la Graverie einen Fremden eintreten zu sehen. Aber Chartier beruhigte sie mit einigen trostreichen Worten, und überdies war Black, der seine junge Herrin gewittert, mit dem Kaufmann ins Zimmer gekommen und überhäufte sie mit Liebkosungen.

Aber als sie erfuhr, welcher Gefahr sich der Mann, dem sie Alles verdankte, um ihretwillen ausgesetzt hatte, rief sie mit dem Ausdruck der zärtlichsten Besorgniß:

»O mein Vater! lieber Vater, wo bist Du denn?«

Diesen Worten vermochte der Chevalier nicht zu wider-

stehen. Er riß die Thür auf und sank in die Arme Theresens, deren Stirn er mit Küssen bedeckte.

»Mordieu! Cordieu!« sagte er endlich tief aufathmend, »jetzt bin ich belohnt für Alles, was ich für Dich gethan! O, wie thut es dem Herzen so wohl, wenn man sich wieder sieht, nachdem man in Gefahr gewesen ist auf immer getrennt zu werden! kein Glück auf Erden kommt diesem gleich!«

Dann hielt er plötzlich inne, als ob er die Nothwendigkeit erkannt hätte, sich zu mäßigen.

»Es ist wirklich Zeit,« setzte er nach einer Pause hinzu, »daß ich wieder vernünftig werde. Seit zwei Tagen fluche ich wie ein Heide, was mir sogar in meinem Zorn gegen Marianne nicht begegnet ist. Fürwahr, die gute alte Stiftsdame würde mich jetzt nicht wieder erkennen.«

»Lieber Vater,« sagte Therese, sich an ihn schmiegend, »in meinen kühnsten Träumen würde ich mir nicht gewünscht haben, was mir heute beschieden wird! — Ach, meine arme Mutter ist also todt! Wir wollen recht oft von ihr sprechen, nicht wahr?«

Chartier sah den Chevalier mit inniger Theilnahme an. Aber dieser schien durch die Frage Theresens gar nicht gerührt zu werden.

»Ja wohl, wir wollen von ihr sprechen,« antwortete er; »sie war so gut, so schön — Du bist Ihr Ebenbild, mein Kind. Ach, wenn Du wüßtest, wie glücklich sie mich in meiner Jugend gemacht, wie viele schöne Erinnerungen sie mir hinterlassen an eine ferne, aber für mich unvergeßliche Zeit!«

»Sie ist auch wohl recht unglücklich gewesen?«

»Ach ja, liebes Kind,« erwiederte der Chevalier seufzend, »ich war jung und nicht immer vernünftig.«

»Das ist unmöglich, Vater!« unterbrach ihn Therese; »durch Dich ist meine Mutter gewiß nicht unglücklich geworden.«

»Sie haben ein edles Herz, Chevalier!« flüsterte ihm Chartier zu.

»Nein, mein Herz war träge und feig,« erwiederte der Chevalier, »sonst hätte ich dieses liebe Kind vor acht Jahren auf dem Schooße wiegen können. O lieber Freund, es muß schön seyn, von einem rosigen neunjährigen Kinde Vater genannt zu werden — und dieses Glückes hat mich meine Selbstsucht beraubt!«

In diesem Augenblick kam der Zimmerkellner und meldete, der junge Herr, der schon in der Früh dagewesen, warte im Vorzimmer.

Es war wirklich Henri d'Elbène.

Der Chevalier eilte hinaus.

»Therese ist da,« sagte der Chevalier; »wollen Sie sie sehen?«

»Nein,« antwortete Henri, »es würde sich nicht schicken; ich werde nicht einmal bei der Ceremonie zugegen seyn. Ich habe meinem Vater Alles erzählt was vorgegangen ist, er hat zu dieser leider allzu späten Sühne seine Einwilligung gegeben und wird bei meinem unglücklichen Bruder unsere Familie vertreten.«

Aber Therese hatte Henri's Stimme erkannt, und ehe Chartier von ihrem Vorhaben eine Ahnung hatte, riß sie die Thür auf und sank in die Arme des jungen Barons.

»O Henri!« sagte sie, »nicht wahr, Du weißt, daß ich mich nur Dir ergeben habe?«

»Ich weiß Alles, arme Therese,« sagte Henri d'Elbène.

»O! warum hast Du mich verlassen?« schluchzte das junge Mädchen.

»Ich habe für meine Schwäche schwer gebüßt,« antwortete Henri; »aber wir wollen eben so groß seyn wie unser Unglück, Therese. Noch in dieser Stunde wirst Du meine Schwester; wir wollen Beide würdig bleiben der neuen Bande, die uns jetzt vereinigen sollen. Erlaube mir, daß ich mich entferne.«

»Verlaß mich nicht in dieser Stunde, Henri, ich beschwöre Dich! Bleibe bei mir, bis wir durch neue Schwüre zum zweiten Male getrennt sind.«

Henri d'Elbène, dem die Trennung von Therese selbst unendlich wehthat, hatte nicht die Kraft, ihren Bitten zu widerstehen und war bereit sie zu seinem Bruder zu begleiten.«

Gratien d'Elbène hatte ungeachtet seiner heftigen Schmerzen verlangt, nach Paris zurückgebracht zu werden.

Er lag in dem Hôtel seines Vaters, in der Vorstadt Saint-Honoré.

Der Chevalier, Therese, Henri und Chartier fanden den alten Grafen d'Elbène und die beiden Offiziere, die secundirt hatten, vor dem Lager des Verwundeten. Ein herbeigerufener Arzt hatte den Verband angelegt.

Gratien saß, durch Polster gehalten, auf einem Ruhebett in aufrechter Stellung, um die Anhäufung des Blutes in der Brusthöhle zu verhindern.

Er war sehr blaß, aber seine Augen hatten eine Ruhe und Heiterkeit, die seinem Blicke früher ganz gefehlt hatte.

Als er die ebenfalls bleiche, von Henri und dem Chevalier

geführte Therese eintreten sah, zog er die Hände langsam unter der mit Blut besudelten Decke hervor und faltete sie, als ob er Therese um Verzeihung bitten wollte.

Er athmete schwer und sprach nur mit großer Anstrengung.

Uebrigens nahm der alte Graf d'Elbène das Wort.

»Mein Sohn hat großes Unrecht gegen Sie begangen, Mademoiselle,« sagte er; »er büßt jetzt schwer dafür. Verzeihen Sie ihm und versüßen Sie durch Ihr Mitleid die letzten Augenblicke des Unglücklichen.«

Therese kniete vor dem Lager des Verwundeten nieder, faßte seine schon kalten Hände und drückte sie schluchzend an ihre Lippen.

In diesem Augenblicke erschien der Beamte des Civilgerichtes mit dem Geistlichen.

Der Erstere vollzog die gesetzliche Trauung, der Priester die kirchliche Ceremonie.

Das Zimmer bot einen ergreifenden Anblick dar. Das Lager, über welchem der Tod bereits seine dunkeln Schwingen regte, war mit Blut bedeckt; auf einem Tische lagen chirurgische Instrumente; ringsum saßen oder standen Männer mit blassen, verstörten Gesichtern; unter die Stimme des betenden Priesters mischte sich das Schluchzen Theresens und der röchelnde Athem des Verwundeten; — und endlich die beiden jungen Gatten, die eben mit einander verbunden waren, um sogleich wieder getrennt zu werden. Die ganze Scene ward von dem flackernden Licht einiger Wachskerzen beleuchtet.

Als der Priester den Verwundeten fragte, ob er Therese zu seiner Ehegattin nehme, sprach Gratien das Ja so laut und deutlich, daß man es im ganzen Zimmer hörte; dann

stützte er den Kopf auf eine Hand und schien Theresens Antwort auf dieselbe Frage mit ängstlicher Spannung zu erwarten.

In dem Augenblicke als der Geistliche die Ehe einsegnete, ließ Gratien den Kopf auf die Kissen zurücksinken und drückte leise Theresens Hand, die der Priester in die seine gelegt hatte. Seine Augen suchten den Chevalier de la Graverie, der vor dem Bett kniete und inbrünstig betete.

»Sind Sie zufrieden?« flüsterte er mit erlöschender Stimme.

Aber die doppelte Anstrengung, die er gemacht hatte, um das Jawort zu sprechen und diese Frage an den Chevalier zu richten, hatte seine Kräfte erschöpft — eine krampfhafte Bewegung durchzuckte seinen Körper, seine Augen verloren ihren Glanz, der letzte Rest von Röthe verschwand aus seinem Gesicht.

»Madame,« sagte der Priester zu der Neuvermälten, »wenn Sie von Ihrem Gatten Abschied nehmen wollen, so ist es Zeit.«

Therese neigte sich zu Gratien, aber ehe ihre Lippen die seinen berührten, hatte seine Seele ihre irdische Hülle verlassen.

Gratien war todt.

Black, den Niemand beachtet hatte, begann ein klägliches Geheul, welches alle Anwesenden mit Schauder erfüllte.

* * *

Es dauerte lange bis sich der Chevalier de la Graverie von der heftigen Erschütterung erholte, die eine Folge dieser Katastrophe und der vorhergegangenen Umstände war. Andere Sorgen nahmen endlich seine ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit in Anspruch.

Die Baronin Therese d'Elbène war Mutter geworden, und für ein so erregbares Naturell, wie der Chevalier besaß, war der Neugeborne — denn es war ein Knabe — keine geringe Plage.

Dieudonné beschäftigte sich zugleich mit der Wahl einer Amme und mit der Pflege der Wöchnerin und des neuen Weltbürgers, ja seine Phantasie eilte um viele Jahre voraus, und er begann schon ernstlich an die Wahl eines Berufs für den Säugling zu denken. Und wie vielen Gefahren war der Kleine, der noch nicht einmal das Zahnen überstanden hatte, bis dorthin ausgesetzt!

Eines Tages ,als Therese wiederhergestellt war, wünschte der Chevalier, daß sie ihn auf seinem gewohnten, aber durch so viele Ereignisse unterbrochenen Spazirgang begleite.

Die Baronin d'Elbène, die ihrem Vater nichts verweigern konnte, nahm die Einladung mit Vergnügen an.

Der Chevalier führte sie zu der Bank, auf welcher er so oft gesessen und die Landschaft betrachtet hatte.

Er setzte sich zuerst; Therese mußte zur Rechten, die Amme mit dem Kinde zur Linken Platz nehmen. Dann nahm er Black zwischen die Knie.

»Ich begreife nicht,« sagte er, »wie Herr Chartier läugnen kann, daß Dumesnil in dieser schwarzen Hülle stecke — und doch verdanken wir ihm Alles!«

»Nein, Vater,« antwortete Therese lächelnd, »den Zuckerstücken, welche Sie in der Tasche trugen, verdanken wir's.«

Der Chevalier schwieg eine Weile; seine Blicke waren auf das funkelnde Kreuz der Kathedrale gerichtet.

»Im Grunde,« sagte er endlich, »ist Alles das Werk des Weltenlenkers.«

Dabei aber faßte er Black beim Kopfe und drückte ihm einen Kuß auf die Stirn.

Unterdessen beachteten die promenirenden Kaffehschwestern von Chartres die Gruppe und sagten:

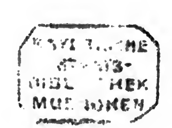
»Sehen Sie wie vergnügt der Chevalier de la Graverie ist!«

»Das glaube ich wohl: sein Magen verträgt keine Trüffeln und Gänseleberpasteten mehr, er hat seiner alten Lieblingssünde entsagt, um einer neuen zu fröhnen.«

»Sie thun ihm Unrecht, man sagt ja, die junge Person sey seine Tochter.«

»Seine Tochter! Sie sind sehr naiv, Theuerste, wenn Sie das glauben. Sie kennen die alten Roués nicht!«

Ende.



Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.